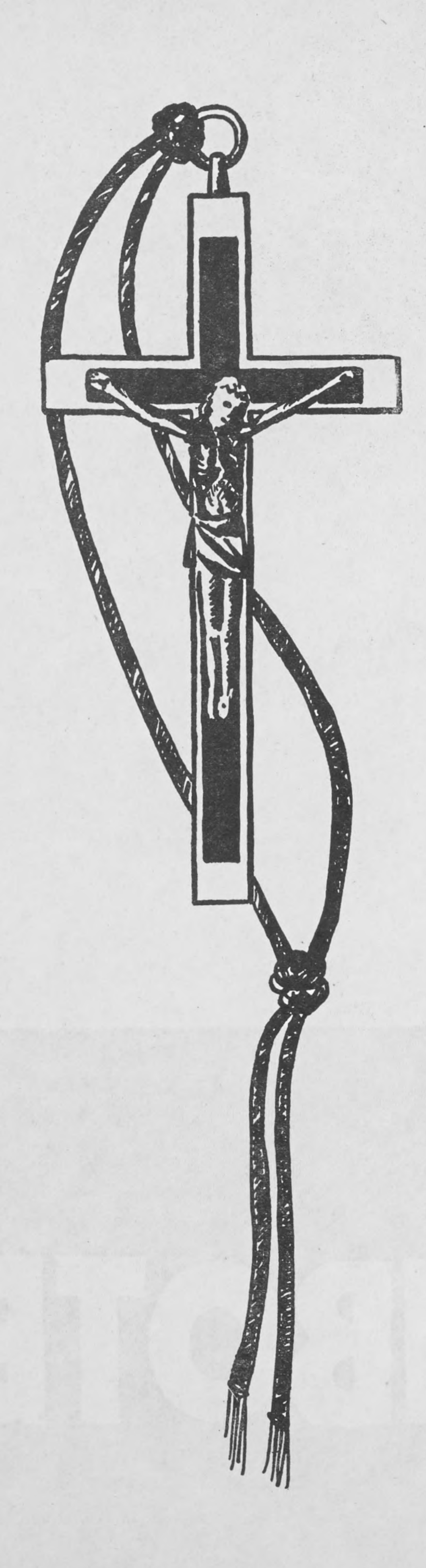
Februar
1953



DER MARIENBOTE



Was bedeutet dieses Kreuz?

An die sechstausend Oblaten tragen dieses Missionskreuz. Hunderte von Oblatenseminaristen und Oblatenbrüdern bereiten sich auf den Tag vor, an dem ihnen dieses Kreuz überreicht werden wird. Und zugleich auch mit dem Missionskreuz die Sendung, in alle Welt hinauszugehen, den Ärmsten der Armen das Evangelium zu künden.

Am ersten Mai dieses Jahres werden sich die Vertreter der Missionsgenossenschaft der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria in Rom versammeln. Sie werden Abrechnung halten über die während der letzten sechs Jahre geleistete Arbeit im Weinberge des Herrn, und sie werden neue Pläne für weitere Kämpfe um den Sieg der Gnade Jesu Christi hier auf Erden legen. Aus aller Welt werden sie zur Heiligen Stadt kommen, junge und alte Oblatenpriester, Weiße und Schwarze, einfache Patres, Provinzobere und Bischöfe. Jeder mit dem „O.M.J.“ Zeichen hinter seinem Namen. Jeder sein eigenes Land, seinen Erdteil, seine Heidenmission unter Eskimos, Indianern, Negern, Indern, Japanern, Philippinern, Indochinesen vertretend. Jeder beladen mit den Sorgen der Vielen, die er vertritt. Jeder bereit und wohlvorbereitet, mitzuwirken an der Ausarbeitung großer Missionspläne für die Zukunft. Jeder ein Apostel dessen, der am Oblatenkreuze abgebildet. Jeder ein Diener der Unbefleckten, die uns den Herrn gebar.

Auch unsere Interessen wird man in Rom besprechen. Auch an uns wird man im Mai dieses Jahres in Rom denken. Jede von uns Oblaten irgendwie betreute Seele gehört zu unseren Oblatensorgen, um deretwillen sich alle sechs Jahre die Vertreter der Genossenschaft in der Stadt des Papstes treffen.

Dem Heiland war jede Seele so viel wert, daß Er sein Blut für sie hingab. Uns ist jede Seele genau so viel wert. Darum sparen wir weder Mühen noch Mittel, den uns anvertrauten Seelen die allerbesten übernatürlichen Dienste zu geben.

Liebe hat ein Recht auf Gegenliebe. Wo man für uns betet, sollten auch wir beten. Wo man an uns denkt, sollten auch unsere Gedanken sein.

Beten wir für die Männer mit dem Oblatenkreuz, die sich diesen Mai in Rom versammeln werden, auf daß Gott sie segne und ihrem Werk Wachstum und Frucht gebe.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang 15. Februar 1953, Battleford, Sask. No. 5

Dies und Das

Aschermittwoch Das wichtigste Geschäft unseres Lebens ist und bleibt die Sorge um unsere Seele. Gleich am ersten Tage dieses Monats feierten wir den altehrwürdigen Septuagesima-Sonntag mit dem Evangelium über den Weinbergbebesitzer, der da alle Müßigstehenden anruft, bei ihm zu arbeiten.

Dieser Septuagesima-Sonntag ist die große Einladungskarte der Kirche an alle Gläubigen, mit dem Aschermittwoch mit ganzem Herzen und ganzer Seele die heilige Zeit der Fasten zu beginnen. Fastenzeit heißt Umkehrzeit. Abkehr von allem, was bisher immer wieder bemüht war, unsere Seele von Gott zu reißen und zu besudeln, und Rückkehr zu unseren Pflichten, die wir vor Gott haben.

„Gib deinem Gotte, was deinem Gotte gehört", heißt ein Grundgesetz des Lebens. Keine Regierung und keine Polizei kann uns zwingen, dieses Gesetz zu beobachten. Nur unser Gewissen ist da zuständig. Nur unser Gewissen kann Treue – oder Untreue in unser Tun und Handeln gießen. Und mit dem Gewissen – das wissen wir nur zu genau – steht es heute nicht allzu gut. Weder in der Welt noch in unserem eigenen Innern. Wir meinen, ohne es auskommen zu können, weil man halt so leben möchte, wie es im menschlichen Bibelworte heißt: „Gib mir, was mir gehört." Ja, und mir gehört alles. Alles, was Geld einbringt, was Freude schafft, was Ehre und Ansehen steigert.

Ernst ist die Sprache der Aschermittwochglocken. Noch lebt das Christentum unserer Vorväter. Christus starb ja nur einmal. Ein zweites Mal wird Er nicht mehr ins Grab steigen, da können die Menschen machen was sie wollen. Noch lebt Seine Lehre, und mit ihr auch die Pflichten, die Er uns Menschen zu unserem eigenen Wohl auferlegt. Und die alten Wahrheiten sind auch immer noch gültig. Wie zum Beispiel die Wahrheit, daß wir letzten Endes ja nur Staub sind, und eines Tages zum Staube zurückkehren werden. Sowie auch die Wahrheit, daß der Mensch nicht erschaffen und erlöst wurde, um Staub zu bleiben, sondern um zum strahlenden Ebenbild seines Schöpfers zu werden.

Strahlend soll der Mensch sein, ohne Lug und Trug, ohne sündhafte Selbstsucht und Gier. Nicht einmal rein menschlich soll der Mensch sein: Durchgöttlichter Mensch ist das Ziel, dem wir entgegenwachsen sollen. Durchgöttlichen sollen wir uns durch fromme und frohe Anteilnahme am Leben unseres Herrn Jesus Christus. Durchgöttlichen durch ein Leben, das mit den Jahren immer reiner wird von Sünde und immer reicher an großer Freude an Gott.

Was das nun wieder für überfromme Worte sind! Worte für Klosterschwestern. Wo hat der moderne Mensch nur Zeit für derartige Dinge? Wir haben schwer zu arbeiten; wir haben uns zu sorgen um gerechte Verwaltung unserer Rechte und Güter; wir haben alle Mühen anzuwenden, Fuß für die Zukunft zu fassen. Man muß doch fürs Alter versorgt sein. Die paar Stunden der Freude und der Lustbarkeit, die uns da noch bleiben, sollte man uns doch gönnen. Oder verlangt die Kirche, daß wir während unserer Freistunden beten wie die Nonnen?

Tausend und noch mehr Worte kann der Mensch machen, um zu beweisen, daß er im Rechten ist, wenn er so lebt, wie er es tut, und – daß die Kirche, und eigentlich auch der liebe Gott, im Unrechten sind, wenn sie mehr von uns verlangen.

Der moderne Mensch merkt nicht, was aus ihm geworden ist. Er hat keine rechte Freude mehr an seinem Gotte. Sie ist ihm verloren gegangen, weil er nicht mehr so ganz an die Notwendigkeit eines erlösenden Gottes glaubt. Ihm fehlt die religiöse Überzeugung.

Flach ist seine Seele geworden. So flach, daß er, ohne mit der Wimper zu zucken. nach jedem Glase der Versuchung greift, das sich ihm bietet. Wie unsere tiefchristlichen Vorväter aus religiöser Überzeugung grundsätzlich jede Sünde zu meiden suchten, so scheinen wir Heutigen – aus Überzeugung zu sündigen. Daß wir dadurch einen Gott beleidigen und uns selbst größten Schaden antun, ist „unwichtig". Jedenfalls beeinflußt der Gedanke an diese Wahrheit nicht mehr unser Tun und Handeln. Gott interessiert uns kaum noch. Wir lesen nicht, wir denken nicht, wir reden nicht über Gott, über Erlösung, über Gnade, Sakrament und Seele. Wir lesen und denken und reden nur über solche Dinge, die uns nah am Herzen liegen. Und dazu scheinen Gott und das Geschäft unserer Seele nicht zu gehören.

Können wir durch unser „modernes Denken" wohl die Tatsache ändern, daß wir einst zum Staube zurückkehren werden, von dem wir gekommen? Oder sollte unser Denken schon so weit verrutscht sein, daß wir an keinen Tod mehr glauben? So scheint es wenigstens auszusehen. Es bereitet sich nämlich kaum einer von uns Heutigen allen Ernstes auf sein Sterben vor. Jeder lebt, als müsse es mit unserem Leben ewig so bleiben. Wenn es uns jemand glauben würde, kämen wir noch eines Tages mit der Behauptung, wie es keinen Gott gäbe, so habe es auch nichts mit dem Sterben an sich. Die Geschichte vom Tode sei nur so eine Erfindung der Kirche, um die Leute zu verdummen!

Leider ist mit so einer Lehre nichts anzufangen. Wir sehen das Sterben überall um uns herum. Eines Tages wird es auch an uns herantreten. Ob wir dann wohl unsere Unklugheit einsehen werden? Ob wir dann wohl erkennen werden die Sinnlosigkeit unseres blinden Redens vom „modernen, denkenden Menschen" – vom modernen Menschen, der leider übersehen hatte, sich die Geschichte von Gott und der Seele einmal gründlich durch den Kopf gehen zu lassen? Der nur nachgeplappert, was ihm andere vorgeredet und vorgeschrieben, nachgeplappert, ohne über Beweise zu sinnen?

Nun wird es wieder Aschermittwoch. Mit ihm beginnt die ernsteste Zeit des christlichen Jahres. Die Welt hat ihre Wege und Ziele, und wir wandeln ihnen nach. Müssen wir durchaus mitlaufen? Müssen wir „modern" nennen, was alle andern tun und denken? Sollten wir uns nicht einmal fragen, ob die Welt uns auch auf rechtem Wege führt? Ob auch alles wirklich wahr und edel ist, was unser Jahrhundert lehrt und lebt?

Nicht nur vom Brote lebt der Mensch. Auch nicht nur von Weltenfreuden, Ansehen, Macht und Ehre. Er braucht auch etwas, um vor seinem Gotte bestehen zu können – und vor sich selbst! So wie wir es jetzt treiben, ist wahrhaftig nichts da als Schamröte, wenn wir an Gott und an uns selbst denken. Das heißt, falls wir noch erröten können. Wo das nicht mehr ist, da stehen wir – ein leerer Mensch in ödem Raum, den alles Hohe und Hehre, den alles Reine, Edle und Heilige flieht.

„Es klebt am Boden unser Leib", sagt der alte, weise Psalm 43.

Fastenzeit heißt Umkehrzeit. Heißt vor allen Dingen Umkehr unseres Denkens vom blinden sittlichen Dahinleben zur Überlegung und zur Überzeugung. Auf daß wir einmal wieder lernen zweimal zu überdenken, was wir tun, was wir wollen, wonach es uns gelüstet. Der sogenannte moderne Mensch weiß wohl über weit mehr Dinge Bescheid als es unseren Vorfahren gegeben war, das gesunde Urteil jedoch, die edelste Tätigkeit der menschlichen Vernunft, ist uns verloren gegangen. Wir urteilen heute so falsch, daß wir das Böse als gut bezeichnen und das Gute als schädlich. Selbst da, wo wir das Böse noch als etwas Schlechtes erkennen, urteilen wir, daß es doch besser sei, nach dem Schlechten zu greifen Und so leben wir denn und essen und trinken, und lügen und schlagen, und freuen uns über die „moderne" Erklärung des sechsten und

vieler anderer Gebote.

Wie wohl uns doch so eine geistige Fastenzeit täte! So eine Zeit, die zur Überlegung anleitet und mit der Überlegung die Einsicht bringt, wie kindisch im Urteil und wie – satanisch im Handeln wir in Wirklichkeit sind. Dann wäre sie bald wieder unter uns, die stille, segnende Demut. Und mit ihr kämen Ernst, Zucht, Ehrlichkeit, Verantwortung und Liebe. Liebe zum Mitmenschen, und vor allen Dingen die schönste aller Formen der Liebe: Die Liebe des gefallenen Menschen zu Ihm, der unser ewiger Vater ist.

In der Wahrheit kann die Welt gar viele betrügen. Viel zu viele von uns sind zu unüberlegt und zu flach um urteilen zu können, ob auch alles stimmt, was die Weisheit des Jahrhunderts uns vormachen will. Mit dem Guten und Edlen sollte es aber doch anders sein. Die Welt säht diese Dinge ganz bestimmt nicht. Im Gegenteil, sie vernichtet sie.

Was haben wir eigentlich gegen den alles Gute und alles Edle und Wahre verkörpernden Gott Jesus Christus, daß wir uns nicht entschließen können, Seiner Lehre zu trauen? Seine Lehre voll und ganz in unser Leben aufzunehmen?

Wir haben eins gegen Ihn: Er läßt uns nicht unseren – bösen Willen! Er fordert Bezähmung des Hungerns und Dürstens nach dem, was nicht von Gott ist. Er besteht auf Gewalt, die dem Trieb zum Schlechten in uns angetan werden muß, auf daß der Trieb zum Guten – der Trieb zu Gott – in uns erwachen und uns durchgeistigen könne. Er verlangt den schmalen Weg, während uns die breite Straße lockt und zieht.

„Ich bin das Licht und das Leben", hat Jesus Christus gelehrt.

Wollten wir doch zurückfinden zu diesem Licht und zu diesem Leben. Nun ist es aber so, daß es zwecklos ist, aus eigener Kraft nach dem Weg zu suchen, der zu diesem Licht und Leben führt. Das Licht und das Leben Gottes müssen erbetet werden. Darum heißt es auch für die Fastenzeit: Handle und bete!

„Gib du es uns ein, Sohn Gottes, dieses Handeln und Beten!"

– Der Schriftleiter

Asche sah ich Priester streuen
Auf die Häupter ernst gesenket,
Daß dem schmerzlichen Bereuen
Gott ein mild Verzeihen schenket.

Drum will ich in diesen Tagen,
Herr, im Anblick deiner Leiden,
Froh mich üben im Entsagen,
Mit dem Bußgewand mich kleiden.

Sel'ges Ostern wird dann kommen
Und ein ew'ges Wonneleben,
Das der Herr wird allen Frommen
Als den Lohn der Treue geben.

Joseph Herold

* * *

Der Gottesleugner macht es wie ein Mensch, der am hellen Mittag die Augen schließt und behauptet, die Sonne scheine nicht, weil er sie mit zugemachten Augen nicht sieht. Oder er macht es wie der Vogel Strauß, der verfolgt, seinen Kopf verbirgt und nun sicher zu sein meint, weil er den Verfolger nicht sieht. So flieht der Gottesleugner vor seinen bösen Gewissensbissen, mit denen Gott ihn verfolgt, und sucht sich vor Gott zu verbergen, indem er seinen Geist von ihm abwendet und sich vorredet, Gott sei nicht. Wird Gott aufhören, Gott zu sein, weil der Böse es gern so will, um der Gerechtigkeit Gottes zu entgehen?

Dr. Joseph Wick.

Aschermittwoch



Welch ein Unterschied: gestern Karneval — heute Aschenkreuz; gestern Torheit und Tollheit — heute Einkehr bei sich und ernstes Nachdenken! Wie einst unter die übermütigen Niniviten der Prophet Jonas trat, um ihnen das Gottesgericht anzudrohen: „Ihr werdet zugrunde gehen, wenn Ihr nicht Buße tut!" — so steht heute die Kirche vor ihren ausgelassenen Kindern mit der zwar stillen, aber eindringlichen Predigt der Aschermittwoch-Zeremonie: „Bedenke, o Mensch, daß Du Staub bist und zum Staube zurückkehrst!" Ohne Erbarmen streift die Kirche heute dem Menschen allen Tand ab und zeigt ihm die kalte Asche: „Siehe Dein Bild! Das bist Du — das wirst Du sein!"

Warum gerade am heutigen Tage diese erbarmungslose Demaskierung der Menschen?

Mit Aschermittwoch beginnt wieder die ernste Zeit der Einkehr und Buße. Nichts aber ist geeigneter, diese Wochen so recht im Geiste der Kirche zu verbringen, als die klare Erkenntnis seiner selbst. Das muß man sagen, die Kirche bringt uns schon diese Selbsterkenntnis nahe; sie schreibt über die Eingangspforte in die Fastenzeit kurz und bündig die Worte: Staub bist Du — Staub wirst Du!

Während ich diese Worte erwäge, kommen mir ins Gedächtnis die schönen Gedanken Abrahams a Sancta Clara, wohl wert, öfter durchdacht zu werden:

Mein Gott, was ist doch der Mensch? — wie ist doch der Mensch? — wer ist doch der Mensch?

Der Mensch ist ein Gras, das nicht läng steht; ein Schatten, der bald vergeht.

Der Mensch ist ein Schaum, der bald abfließt; eine Blume, die bald abschießt.

Der Mensch ist ein Rauch, der nicht lang währt; ein Feuer, das sich selbst verzehrt.

Der Mensch ist ein Blatt, das bald abfällt; ein Glockenton, der bald verhallt.

Der Mensch ist ein Fluß, der bald abrinnt; eine Kerze, die bald verbrinnt.

Der Mensch ist eine Sonne, die geht bald auf, bald ab; heute ist er wohlauf, morgen dahin.

Der Mensch ist bald hübsch, bald rot, auch bald darauf bleich und tot . . . .

Schaue die Luft an, dort ist der Nebel, der bald hält, bald fällt: ein Konterfei Deines Lebens.

Schaue das Wasser an, dort sind die Blasen, die bald stehen, bald gehen: ein Ebenbild Deines Lebens.

Wie viele Menschen, Geschlechter und Völker waren schon auf unserem Planeten? Sie alle, ohne Ausnahme, alle hat der nie müde Tod hineingemäht in die Furchen der Erde. Und wir, Du und ich und alle, die noch diese Erde betreten, werden kein anderes Schicksal erleben: Staub bist Du — Staub wirst Du!

Aber warum nur hat Gott den Menschen mit dem Leben beglückt, wenn nach kurzen, meist mühbeladenen Erdentagen Mutter Erde alles wieder ihr eigen nennt und voll Genugtuung aus des Todes Hände die Handvoll Staub zurücknimmt, die man ihr vor Jahren genommen?

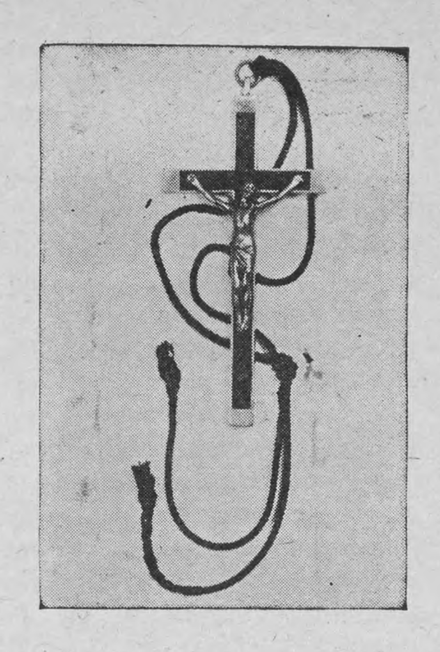
Auch auf diese Frage hat die Kirche eine Antwort bereit in der Aschermittwoch-Zeremonie: in Kreuzesform streut sie die Asche auf des Christen Stirn. Das Kreuz verkündet Leben, Sieg, Heil, Himmel, Seligkeit. Wohl wird unser Leib eine Beute der Erde, aber nicht für immer. Mit dem glorreichen Erlöser soll er wieder erstehen, um so herrlicher und verklärter, je näher er dem Gekreuzigten im Leben gestanden.

Das ist die tiefe, sinnige Bedeutung des Aschermittwoch und seiner Zeremonie: Du bist Staub und Asche; aber einst sollst Du verklärt sein bei Gott auf ewig; mache Dich hierzu würdig durch Buße und Selbstverleugnung.

O Adamskind, du bist nur
Staub auf Erden,
Bedenk den Tod, zur Erde
muß du werden!
O Gotteskind, dein Heim ist
nicht dahier,
Drum such beizeit' des neuen
Lebens Tür!
Geh', Adamskind, und tue
rechte Buße,
Und falle gläubig deinem Herrn
zu Füßen!
Komm, Gotteskind, und nimm
in Gnaden an,
Denn Jesus hat genug für
dich getan!

Der 17. Februar

vom Schriftleiter



Der 17. Februar ist uns Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria ein heiliger Tag. Am 17. Februar 1826 erhob die Kirche die damals noch sehr kleine Missionsgesellschaft der Oblaten zur kirchengesetzlich anerkannten Priestergenossenschaft. Seit dieser Stunde stehen die Oblaten in der Reihe der wichtigsten Hilfswerke der Kirche, in der Reihe der katholischen Orden.

Im Januar 1816 hatte der spätere Bischof von Marseille in Südfrankreich, Eugen von Mazenod, eine kleine Gesellschaft von Priestern gegründet. Die Lebensaufgabe dieser Priester, die sich „Oblaten vom hl. Karl" nannten, war in ganz einfachen, kurzen Sätzen ausgedrückt. Die Oblaten wollten der Kirche eine neue Generation von heiligmäßigen, von papsttreuen, von wahrhaft apostolischen und unter dem einfachsten Volke wirkenden Priestern geben.

Einfach war dieses Ziel, und doch stand es himmelhoch und nur durch schwerste Kreuze und tiefste Frömmigkeit erreichbar über dem Zeitgeist jener Tage.

Die Kirche war in größter Not. Die katholische Welt, Regierungen, Staatsoberhäupter, Bischöfe, Priester und Laien waren papstuntreu geworden. Man wollte nicht mehr römisch-katholisch, man wollte landeskatholisch, das heißt französisch-, deutsch-, österreichkatholisch sein.

Wie heute Radio und Kino das Volk beeinflussen, so übergoß damals die sogenannte „Bewegung der Aufklärung" in leidenschaftlichen Schriften und noch viel lauteren Rednern das öffentliche Leben. Man suchte das Volk mit allen Mitteln von jeder Autorität zu befreien: vom Papst, von Kaiser, König und Fürst, vom Glaubens- und Sittengesetz des Christentums.

Die große Stunde der gewaltsamen „Befreiung" schlug mit dem Ausbruch der französischen Revolution. Erschauernd waren die Früchte der Revolution. Europa, besonders Frankreich, war bettelarm an Priestern geworden. Das Volk hatte die Religion seiner Väter vergessen. Ohne Taufe, ohne auch nur der geringsten Kenntnisse von Glauben und sittlichen Grundsätzen lebte und starb man.

„Die Bosheit und Verderbtheit der Christen unserer Zeit hat es dahin gebracht, daß die Lage des größten Teils derselben schlimmer genannt werden kann als der Zustand der Heidenwelt, bevor das Kreuz die Götzen zerbrach", schreibt Eugen von Mazenod über jene Tage.

Die Kirche brauchte Priester. Sie brauchte sie unbedingt, wenn sie verhüten wollte, daß ganze Generationen von Menschen nicht mehr das Katholisch-Christliche, sondern das Unchristlich-Heidnische als Erbe von ihren Vätern übernehmen.

Ein großer Teil der damals lebenden Priester Frankreichs war der Kirche mehr zum Schaden als zur Hilfe.

„Leider sind es nur wenige", schreibt Eugen von Mazenod, „die der mütterlichen Bitte der Kirche Folge leisten. Viele (Priester) mehren sogar noch durch ihre tadelnswerte Lebensweise das Unglück der Kirche und, statt das Volk auf die Bahn der Gerechtigkeit zurückzuführen, müssen sie selbst gar oft zur Erfüllung ihrer Berufspflicht zurückgerufen werden."

Die Erneuerung des in gröbstes Heidentum zurückfallenden Christentums muß von einer Erneuerung, von einer Neuheiligung des katholischen Priestertums ausgehen. So lautete in kurzen Worten die Ansicht Eugen von Mazenods. Er war ein Mann des Betens und der Tat. Unruhig und sorgenvoll schaute sein von edelsten Kräften geladener Priestergeist dem Treiben der Welt und vieler ihrer Geistlichen zu. Wo er hinschaute, sah er nichts wie größte Hoffnungslosigkeit — falls nicht sofort etwas getan würde! Das Landvolk ohne Glauben und Sakramente. Die Kinder seit Jahrzehnten ohne christlichen Unterricht. Die Katholiken der

Städte entweder Neuheiden oder Anhänger der von der Kirche verworfenen Jansenistenlehre. Und wo sie noch katholisch waren, da wollten sie national katholisch sein. Von einer übernationalen, vom Papst geleiteten Kirche wollte man nichts wissen. Das Volk und viele seiner Bischöfe und Priester forderte „Freiheit von Rom".

Noch gab es trotz aller Verwirrung allüberall kirchen- und pflichttreue Bischöfe und Priester. Ihre Zahl war jedoch viel zu klein, um das Übel aufhalten zu können. Etwas mußte gewagt und getan werden. Und Eugen von Mazenod wagte es. Im Januar 1816 rief er die Priestergesellschaft der Oblaten vom hl. Karl ins Leben. Eugen von Mazenod war der Gründer, als einziges Mitglied stand ihm der tieffromme Pater Tempier zur Seite.

Kaum war die Zahl der Oblaten von zwei auf fünf Priester gewachsen, begann Eugen von Mazenod sofort mit der besonderen Priesterarbeit, die von seiner Gesellschaft geleistet werden sollte. Er zog mit seinen Missionaren aus, dem einfachsten Landvolke Missionen zu predigen. Er predigte Christus, und er beauftragte seine Patres, überall „die entarteten Christen über Christus zu belehren", so wie auch immer zu suchen, den „Armen das Evangelium zu verkünden". Dem „auf dem Land zerstreut lebenden Volk wie auch den Bewohnern von Dörfern und Städten, die diese Nahrung am allermeisten entbehrten, die Gnadenmittel der Religion" zu spenden. Wo der Klerus Frankreichs nicht predigen wollte oder nicht predigen konnte, da war Eugen von Mazenod mit seiner Gruppe: Immer unter den Ärmsten der Armen.

Das war eine Seite der Aufgabe der Oblaten vom hl. Karl. Die andere Seite war unserem Stifter Eugen von Mazenod noch viel wichtiger. Er wollte der Kirche ja nicht nur einfach Priester geben, er wollte sie mit einem ganz neuen, wahrhaft heiligmäßigen und apostolischen Priestergeschlecht bereichern. Die Priester von Mazenod's sollten nicht nur Männer der Arbeit sein, sie waren erkoren, Apostel im vollsten Sinne des Wortes zu werden. Sie sollten glühen in tiefer Christusliebe wie Petrus und Paulus und Johannes und Jakobus. Diese zur Heiligkeit treibende Christusglut sollte in ihnen die Hauptsache sein. Alle Arbeit unter den Seelen durfte nichts Anderes sein als ein Ausbrechen dieser Glut nach außen.

Eugen von Mazenod war überzeugt, daß in außergewöhnlichen Zeiten etwas Außergewöhnliches getan werden müsse. Der Durchschnittspriester hatte ein paar Jahre unter der strengen, geistigen Zucht und Regel des Seminars zu leben. Nachher, nach seiner Priesterweihe, war er sich mehr oder weniger selbst überlassen. Eugen von Mazenod entschloß sich, sich und seinen Priestern eine Regel fürs ganze Leben zu geben. Jeder Tag des Lebens nach dieser Regel war dazu bestimmt, den Gebetseifer und die Christusliebe der Oblaten immer wieder zu entzünden und zu vertiefen. Das Leben nach dieser Regel hatte den Zweck, den Priestergeist der Oblaten zu schützen, zu erhalten, und vor allen Dingen zum großen Ideal der Priesterheiligkeit zu führen.

Im Oktober 1818 legte Eugen von Mazenod seinen Mitbrüdern die von ihm verfaßte Oblatenregel vor, und am 1. November desselben Jahres legten fünf Oblatenpriester und drei Kleriker die ersten ewigen Oblatengelübde ab.



Bischof Eugen von Mazenod

Die nächste Sorge des neuen Ordensstifters war, die päpstliche Bestätigung der Genossenschaft einzuholen. Am 23. Oktober 1825 machte Eugen von Mazenod sich auf den Weg nach Rom. Unterwegs erfuhr er, daß es in Italien bereits eine Priestervereinigung unter dem Namen „Oblaten vom hl. Karl" gäbe. Da der fromme Glaube des Volkes an die Unbefleckte Empfängnis Mariens auch ihn schon lange ergriffen hatte, entschloß er sich den Heiligen Vater zu bitten, seine Genossenschaft „Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria" nennen zu dürfen.

In Rom erfuhr Eugen von Mazenod sehr viel Entmutigung. Überall sagte man ihm, daß er fast keine Aussicht auf päpstliche Bestätigung seiner kleinen, damals kaum 22 Mitglieder zählenden Genossenschaft habe. Die

notwendige Prüfung neuer Ordensregeln nähme wenigstens ein ganzes Jahr in Anspruch. Seit den kirchlichen Bestimmungen von 1817 sei es neu entstehenden religiösen Genossenschaften nicht so leicht, volle kirchenrechtliche Anerkennung zu finden.

Anders war jedoch die Meinung des Papstes, Leo XIII. „Diese Genossenschaft gefällt mir", sagte er, „Ich kenne das Gute, das sie wirkt, ich bin begeistert von ihr; ich möchte sie im Kirchenstaat Fuß fassen lassen. Ich will ihr meine besondere Gunst erweisen. . . Es ist mein Wille, Genossenschaft und Regel zu bestätigen."

Am 17. Februar 1826 war die päpstliche Genehmigung gegeben. Die neuen „Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria" begannen an jenem Tage ihr großes Werk, das sie bald über die Weltenmeere führen sollte, um überall den Allerärmsten der Armen das Evangelium zu verkünden. Heute sind wir 6 000 an der Zahl, Priester und Priesterhelfer (Laienbrüder). In jeder Ecke der Welt und der Weltmission arbeiten die Söhne Mazenod's mit dem Oblatenkreuz auf der Brust. Wir predigen den Armen der Städte und Dörfer, der Urwälder und der Prärie, der Eiswüsten und der Durststrecken. Wir predigen Weißen, Schwarzen, Indern, Japanern, Indianern und Eskimos. Und überall hat sich bewährt, was von Mazenod geplant: Priestergeist und Priesterheiligkeit ist die Hauptsache. Unsere Oblatenregel ist die Kraft, die zu den Quellen dieser Heiligkeit führt und aller echten Oblatenarbeit den Geist der Jünger Christi einhaucht.

(Weiteres folgt)

Der Höflichste

von George Büsing

Mensch ist der Chinese. Besucht er z. B. ein Theater, so nähert er sich dem Leiter dieses Musentempels mit tiefen Bücklingen und den Worten:

„Dürfte meine völlige Minderwertigkeit sich erlauben, für ein paar Stunden in den herrlichsten Palast aller Paläste einzutreten?"

„Hochzuverehrender!" antwortet daraufhin der Chef: „Fast ersterbe ich vor Ehrerbietung, daß Sie meine stinkende Baracke Ihres Besuches für würdig erachten!"

„Aber es wird eins meiner erhabensten Erlebnisse sein, das überragende Kunstwerk Ihres Tempels für ein so lächerlich geringes Eintrittsgeld mit meinem dummen Verstand aufnehmen zu dürfen!"

„Und ich bin tief unglücklich, daß ich Ihrem hervorragenden Geist nichts anderes zu bieten habe, als dies entsetzliche Machwerk eines Reißers, der das hohe Eintrittsgeld niemals wert ist!"

So verlangt es die chinesische Sitte. Stellen sie sich z. B. vor, bei uns herrschten dieselben Sitten. Dann müßten wir uns dem Besitzer eines Kinos nähern mit den Worten: „Verzeihen Sie gütigst, daß ich mir erlaube, Ihren herrlichen Palast zu betreten, um mir den neuesten unerhört wertvollen Spitzenfilm anzusehen.""

Und der Kinobesitzer müßte antworten: „Ich bin zutiefst unglücklich, daß ich Ihrem Geist für ein horrendes Eintrittsgeld nichts anderes zu bieten habe, als ein völlig niveauloses . . ."

Achtung

Wer hat noch deutsch-englische Katechismen zu Hause, die er nicht mehr gebraucht? Viele Neukanadier möchten katholischen Unterricht nehmen. Die Pfarrer ihres Ortes verstehen kein Deutsch, die Neukanadier, denen der Wunsch am Herzen liegt, katholisch zu werden, verstehen kein Englisch. Die Pfarrer bitten um deutsch-englische Katechismen. Ein großes Werk der Bruderliebe kann hier durch einen ganz einfachen, ungebrauchten Katechismus getan werden.

Senden Sie bitte Ihren alten Katechismus so bald als möglich an den Schriftleiter des Marienboten.

Gott Vergelt's!

* * *

„Verflucht, wer sich seines Volkes schämt, ohne ihm zu helfen."

Sei gegruesst, getreue Jungfrau!

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Erich Krafft.

Aus dem Hafen von Triest lief soeben der Personen-Dampfer „Colomba“ ins offene Adriatische Meer aus, um seine Insassen zum Süden der italienischen Halbinsel zu bringen. Es war ein wundervoller Sommerabend, und da tagsüber die Hitze zu glühend wurde, so wollte man die kühlere Nacht zur Seereise ausnützen.

Leise, von den sanft schäumenden Wogen umspült, glitt die „Colomba“ am triestinischen Gestade vorbei.

Leichter, durchsichtiger Nebeldunst zitterte vor den Sternen und dem goldschimmernden Monde, so daß das Licht nicht grell, sondern traut gedämpft zur Erde fiel. Alles war auf Deck: es fiel jedem schwer, von dem herrlichen Anblick des Landes im Mondenschein und von der köstlichen Abendluft sich zu trennen. Die meisten Reisenden lagen lang auf den bequemen Schiffssesseln.

Da erklang plötzlich vom Turm der Triester Kathedrale die Ave-Glocke.

Im Nu erhoben viele Glokken und Glöckchen in der Runde, auf Bergen und in Tälern, ihre ehernen Stimmen zum Preise der hehren Jungfrau.

Über das Schiffsdeck schrillte eine Pfeife und im nächsten Augenblick rief der Obermaat: „Zum Ave-Maria auf Deck!“

Die gesamte abkömmliche Bemannung, hoch und niedrig, eilte auf diesen Ruf zu einem hübschen Marienbilde zusammen, das auf dem Verdeck in einer wohlgeschützten Nische angebracht war. Hier gruppierte sie sich in ehrfürchtiger Haltung, mit entblößtem Haupte und gefalteten Händen, um die Madonna.

Der Schiffskapitän, ein würdiger Greis mit wallendem Silberbart, trat in die Mitte der Leute, um mit weithin vernehmlicher Stimme den Englischen Gruß vorzubeten. An diesen fügte er noch eine Bitte an den „Meeresstern“ um Schutz während der nächtlichen Seefahrt, worauf die Mannschaft mit einstimmigem „Amen“ die marianische Andachtsübung schloß. Hiernach kehrte alles wieder auf die Arbeitsposten zurück, bis auf den Kapitän, der in der Nähe des Madonnenbildes sich erging.

Die Passagiere hatten fast ausnahmslos den Gruß an Maria mitgesprochen.

Nur ein Herr hatte verwundert der Andachtsübung zugeschaut und keine Miene gemacht, sich daran zu beteiligen. Gerade ging der Schiffsleiter an diesem vorüber.

„Was war denn das eben für eine Komödie?“ fragte der Passagier in spöttischem Tone den Kapitän.

„Eine Komödie war es nicht, mein Herr!“ schallte es ihm ruhig, aber fest und bestimmt zurück. „Es war das abendliche Ave-Gebet des Schiffspersonals.“

„Dieses Gebet ist wohl allgemein eingeführt und für das Personal gar bindend?“

„Gewiß, mein Herr. Man betet die Tagesgrüße an die heilige Jungfrau fast auf allen italienischen Schiffen gemeinschaftlich.“

Der Passagier schüttelte den Kopf: „Welche Rückständigkeit!“ spöttelte er. „Sollte man so was noch heutzutage in einem so fortgeschrittenen Zeitalter für möglich halten?“

Über das gebraunte Antlitz des Kapitäns zuckte es eigenartig: offenbar schwebte ihm eine scharfe Entgegnung auf der Zunge. Allein er unterdrückte sie und versetzte mit Ruhe:

„Wir sind als Seeleute eben sehr vielen Gefahren des Meeres ausgesetzt, mein Herr, und verabsäumen es deshalb nie uns dem Schutze der Mutter Gottes zu empfehlen. Maria wird nämlich seit alters her als „Stern des Meeres“, als besondere Patronin der Seeleute, bei uns in Italien verehrt.“

„Weiß das, weiß das“, lächelte der Herr. „Bin ja auch Katholik. Habe aber schon lange gelernt, solche Geschichten ins Gebiet des Aberglaubens, des Märchenhaften zu verlegen.“

Der Kapitän zog die Schultern hoch: „Jeder in seiner Art“, gab er höflich zurück. „Wir Seeleute indessen sind und bleiben gute Marienverehrer, zumal wir schon gar manchmal die offenbare Hilfe unserer Patronin in schweren Meeresnöten erfahren zu haben glauben.“

„Glauben, glauben!“ polterte der Herr heraus. „Das ist das richtige Wort. Aber Glauben und Wirklichkeit sind himmelweit voneinander verschieden. Ich selber habe in den Stürmen des Lebens



rauben: Maria ist und bleibt der Stern der Seefahrer!"

„Hartnäckig und unverbesser-lich!" knurrte der Herr, als der Schiffsleiter durch einen Matrosen an eine andere Stelle des Dampfers abberufen wurde. Mit einer höflichen Verbeugung zum Passagier hin eilte der Kapitän von dannen.

*

Die Nacht brach herein. Dicht und dichter legten sich die Dunstschleier vor Mond und Gestirne; ein scharfer, frischer Windzug fegte über das Meer.

Ein Passagier nach dem andern hatte das Verdeck des Schiffes verlassen und sich zur Ruhe nach seiner Kajüte begeben.

Mitternacht war eben vorbei, als sich die Nebelhüllen am Himmel zu schweren Wolken verdichteten und ein furchtbares Gewitter losbrach. Der Donner krachte. Ein fürchterlicher Orkan wühlte in wenigen Minuten die See bis zum Grunde auf. Die „Colomba" glich in Kürze einem Spielzeug von Wind und Wogen: haushohe Wellen schnellten das Fahrzeug bald hoch zu Lüften und drängten es alsdann wieder tief hinunter, dem Meeresgrunde zu.

Welcher Schrecken für die Passagiere! Eine grenzenlose Verwirrung bemächtigte sich ihrer. Sie stürzten zumeist, trotz eindringlicher Warnung des Kapitäns, aus den Kajüten herauf aufs Verdeck und gebärdeten sich zum Teil wie wahnsinnig. Die einen verkrochen sich laut jammernd in entlegene Winkel, in Nischen und Verstecke des Schiffes; andere warfen sich auf die Knie, um händeringend den Kapitän und die Mannschaften um ihre Rettung anzuflehen.

Diese standen mutig an ihrem Platze; wie eine Marmorsäule

einen anderen Wahlspruch für gut befunden als jenes Anrufen Mariens. Dieser aber gründet sich nicht auf Glauben, sondern auf praktische Erfahrung."

„Darf man denselben vielleicht erfahren?" bat der Kapitän.

Gewiß. Er lautet: Hilf dir selbst! Die Hoffnung auf Gottes und Mariens Hilfe ist eitel."

Der Kapitän lächelte still vor sich hin.

„Sie lächeln", fuhr der Herr auf. „Sie halten meinen Lebenswahlspruch nicht für recht?"

„Doch, doch", nickte der Seemann eifrig. „Hilf dir selbst!" ist ein vorzüglicher Lebensgrundsatz. Und gerade wir Seeleute sind fast durchgängig darauf angewiesen und lassen ihn auch niemals außer acht!"

„Nun also!" tat siegreich der Fremde.

„Aber es gibt viele, viele Fälle", fuhr der Kapitän überzeugungsinnig fort, „in denen die Elemente jeder Bemühung der Menschenhand spotten. Und in diesen Fällen ist die Bitte um Gottes Hilfe, vermittelt durch die hehre Gottesmutter, recht angebracht. Wir Seeleute lassen uns das Vertrauen auf solche Mittlerschaft unseres „Meeressternes" bei dem allmächtigen Sohne nimmer

ragte der greise Kapitän in der Mitte des Verdecks hervor. Er gab ruhig, aber energisch seine Befehle. Oft peitschte ihn eine Sturzwelle zu Boden — aber im nächsten Augenblick stand er schon wieder aufrecht da, um seines schweren Amtes gut zu walten.

Ähnlich die übrigen Offiziere und die Matrosen, die mit fast übermenschlichen Kräften arbeiteten und das Schiff zu retten suchten.

Allein das Adriatische Meer machte diesmal seinem Namen: „stürmische Adria" besondere Ehre: das Gewitter tobte mit jeder Minute entsetzlicher. Der Sturm raste wie besessen und immer wütender prallten die Wasser an die „Colomba" an, so daß die Flanken des Schiffes krachten wie morsches Holz.

Der Kapitän ließ Anstalten zum Verlassen des Schiffes treffen, wenn dieses etwa zerschellen sollte: die Rettungsboote wurden fertig gemacht zum Herablassen. Zugleich ermahnte er die Passagiere zur Kaltblütigkeit und zu ruhigem, besonnenem Verhalten.

Indessen erreichten Gewitter und Sturm den Höhepunkt. Ganze Minuten lang erleuchtete der fahlgelbe Blitzstrahl die kochende Meeresfläche, Donnerschlag folgte auf Donnerschlag. Wie züngelnde Schlangen schossen die Sturmfluten auf die „Colomba" los, legten sie auf die Seite oder stießen sie in die Tiefe, aus der sie sich nur mit genauer Not wieder emporringen konnte.

Versuche zur vorläufigen Herablassung der Rettungsboote ins Meer scheiterten. Die Wogen warfen die Fahrzeuge entweder aufs Schiff zurück oder rissen sie mit elementarer Gewalt von den starken Verbindungstauen los, um sie zuletzt in die tosenden Wogen zu schleudern. Die Seeleute sahen ratlos auf ihren Kapitän.

„Alles vergeblich!" murmelte dieser. „Unsere Rettungsmittel sind erschöpft."

Und nun geschah etwas Eigenartiges. Der Greis eilte wankenden Schrittes vor das Madonnenbild. Er zündete mit Mühe das davor hängende Öllämpchen an und ließ sich auf die Knie nieder.

Ein ergreifender Anblick: der greise Kapitän barhaupt, mit flehend erhobenen Augen; mitten in dem furchtbaren Sturmesgewühl vor dem Madonnenbilde sich mit beiden Händen an Tauen festhaltend, um nicht fortgeschleudert zu werden. Und alsbald erhob er seine Stimme, um die Lauretanische Litanei mehr zu rufen als zu beten, und alles Schiffspersonal, das sich in seiner Nähe befand, betete laut und andächtig nach, ohne irgendeine obliegende Arbeit zu vernachlässigen. Eine Anrufung der heiligen Jungfrau löste die andere ab. Und mit jeder schien sich die Andacht der frommen Beter zu vermehren.

„Du Helferin der Christen!" flehte jetzt der Kapitän.

„Bitte für uns!" schallte es von den Lippen seiner Leute zurück.

„Du Helferin der Christen!" wiederholte er in erhöhtem Tone.

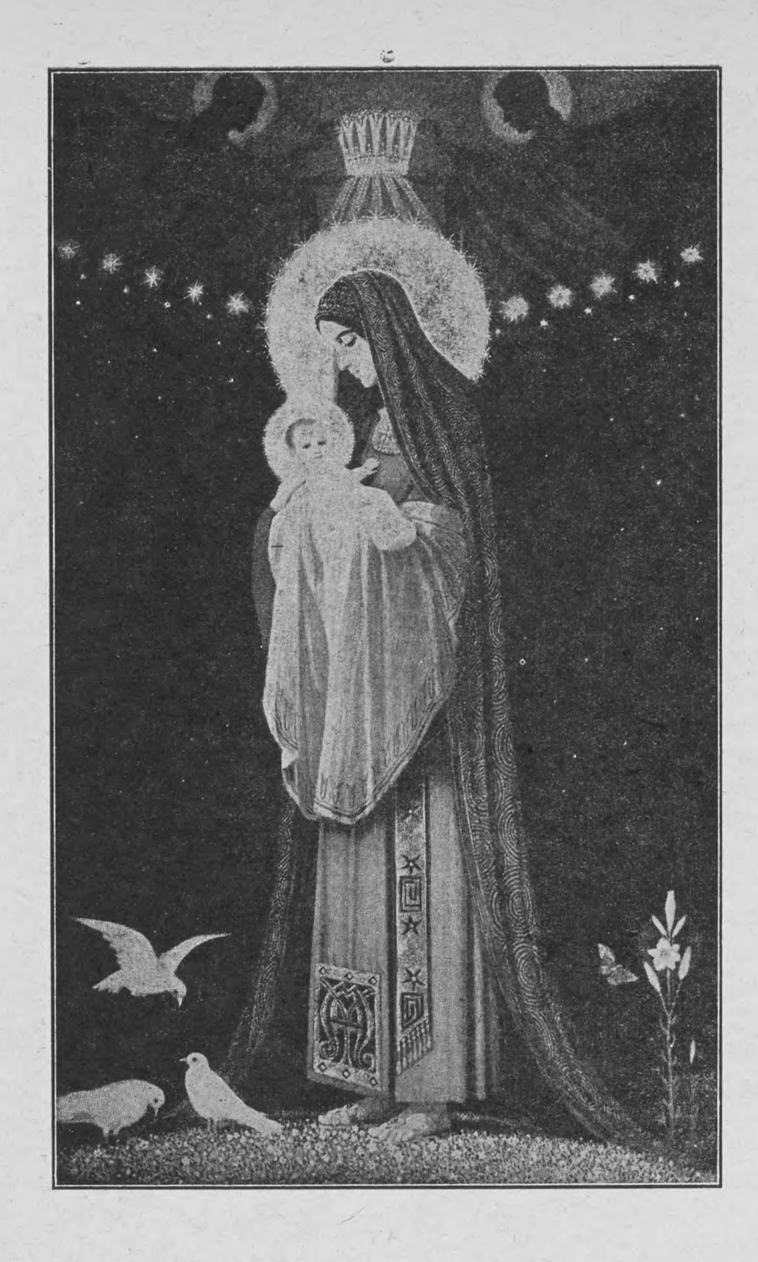
„Bitte für uns!" erhöhten auch die Mitbeter ihre Stimmen.

Ein gräßlicher Krach unterbrach diese Gebetsrufe — das Schiff, von dem Wogendrange in allen Fugen erschüttert, schien zu bersten. Allein unbeirrt setzte der Kapitän sein Gebet fort und:

Maria die Hochgebenedeite

Maria steht wie in entschwund'nen Tagen
Nun dort im weiten Sionstempel wieder,
Wie muß im Hochgefühl das Herz ihr schlagen;
Wie sinkt sie preisend vor Jehova nieder
Und opfert ihm, was sie von ihm empfangen,
Ihr liebstes Kleinod ohne Vorbehalt,
Ihr göttlich Kind, der ganzen Welt Verlangen.
Sie drängt der Mutterliebe Allgewalt
Voll Heldenmut zurück in engste Schranken;
Die demutsvolle Magd bringt sonder Wanken
Das Opfer ganz mit starker Seele dar,
Das Opfer, das, nur ihrem Geiste klar,
Entsagung heißt und bitterer Schmerz und Tränen.
O tritt zu ihr, mein Herz! leg all dein Sehnen
Und all dein Weh zu solcher Opferschale,
Verzage nimmer, liegt auf deinem Wege
Des Leidens noch so viel im Erdentale. —

Viktorie Ranold



„Du Helferin der Christen!“
„Bitte für uns!“
riefen die Männerstimmen zum drittenmal so stark und tiefbewegt, daß sie sogar das Rollen des Donners übertönen zu wollen schienen. Und so ging es fort, bis die ganze Lauretanische Litanei zu Ende gebetet war.

„Und nun doppelt eifrig dem Sturm und Wetter getrotzt!“ wandte sich der Kapitän aufstehend an seine Leute. „Wir haben jetzt die „Helferin der Christen“, unseren Meeresstern, zur Fürsprecherin beim allmächtigen Gott, und dieser läßt uns deshalb nimmer zugrunde gehen!“

Die Seeleute, denen soeben noch der Mut und die Kräfte auszugehen schienen, griffen nunmehr die bitterschwere Arbeit mit neuem Mute, mit doppeltem Eifer an. So behüteten sie die „Colomba“ vor dem Untergange, und da kurze Zeit darauf auch das Gewitter sich verzog und der Wassersturm sich mehr und mehr legte, so befand man sich bald außer Gefahr.

Alles atmete auf. Die Passagiere fielen sich, froh des geretteten Lebens, unter Freudentränen um den Hals. Sie beglückwünschten den Schiffsleiter und seine Leute zu ihrer vortrefflichen Haltung; man wußte kaum Worte genug zu finden, um ihre fast übergroßen Anstrengungen und ihre hohe Furchtlosigkeit zu preisen.

*

Der Morgen nach dem Sturme brach an. In goldigem Glanze stieg der Sonnenball im Osten auf und überhauchte Himmel und Wasser mit rosigem Purpurschimmer. Beinahe ruhig, nur von leichten Wallungen gekräuselt, lag die See da und darüber hin glitt sanft die „Colomba.“ Sie trug zwar mannigfache Spuren des überstandenen Meeressturmes an sich, hatte aber glücklicherweise weder ein Menschenleben eingebüßt noch sonst starke Schäden davongetragen.

Bleich und übernächtig wandelten die Passagiere auf dem Verdeck, als das Zeichen zur marianischen Morgenandacht erscholl. Noch eifriger als gestern abend eilte das Schiffspersonal zu dem Marienbilde, vor dem noch das Öllämpchen flackerte, das der Kapitän im Sturme angesteckt.

Die meisten Leute sahen sturmzerzaust, durchnäßt, übermüdet aus. Allein zum „Ave Maria“ brachten sie trotzdem leuchtende Augen und ein warmschlagendes Herz mit — das sah man augenscheinlich.

Jetzt erschien auch der Kapitän. Ein klein wenig hatte die Überanstrengung seine schlanke Gestalt gebeugt. Seine Gesichtsfarbe war matt. Er trug ein schlichtes Blumensträußchen in der Rechten — eine Plünderung der gelieb-

ten Topfpflanzen in seiner Kajüte — und befestigte es zu Füßen der Madonna. Dann betete er mit ungetrübter Stimme den Englischen Gruß vor und stimmte das Marienlied „Meeresstern, sei gegrüßt!“ an.

Es war ein unbeschreiblich schönes Bild: Meer und Himmel von purpurnem Morgenrot überflutet; das sanft dahingleitende Schiff und auf seinem Verdeck die Gruppe sturmerprobter Männer mit bloßem Haupte dakniend und mit rauher Stimme die Mutter Gottes als Meeresstern und Hilfe der bedrängten Seefahrer feiernd.

„Virgo fidelis, allzeit getreue Jungfrau!“ rief nach Beendigung des Gesanges der Kapitän; „wir danken dir aus ganzer Seele für den gewährten Schutz!“

„Virgo fidelis, ora pro nobis!“ sagte auch eine tiefergriffene Stimme neben dem Kapitän. Und als dieser sich verwundert umdrehte, schaute er in das bleiche Gesicht des Passagiers, der sich abends vorher so hart über die Marienverehrung der Seeleute ausgelassen hatte.

„Verzeihen Sie, Herr Kapitän!“ hub dieser an und streckte dem wackeren Greise die Rechte entgegen. „Verzeihen Sie meine törichte und vorurteilsvolle Rede von gestern abend! Ich ersah aus Ihrem und Ihrer Leute vorzüglichem Verhalten während des entsetzlichen Sturmes, daß echte Marienverehrer neben ihrem Vertrauen auf die Hilfe der Gottesmutter auch den Grundsatz der Selbsthilfe nicht außer acht lassen; daß sie ganze Männer, ja fast Helden waren.“

„Wir taten lediglich unsere Pflicht“, wehrte der Kapitän das Lob bescheiden ab. „Wir handelten dabei genau nach den Vorschriften unserer Religion. Diese legt ihren Anhängern beste Pflichterfüllung, höchste Nächstenliebe und tätige Mitwirkung bezüglich der Erfüllung einer an Gott gerichteten Bitte streng ans Herz. Sie predigt also geradeso gut Selbsthilfe im Gewoge des Lebens wie Ihr Wahlspruch — nur mit dem Unterschiede, daß Sie den Erfolg Ihrer Bestrebungen lediglich von eigenem Schaffen erwarten, wir aber vom persönlichen Schaffen in Begleitung des Segens Gottes.“

„Und sollten wir da nicht besser fahren als Sie?“ ereiferte sich der Kapitän fast. „Ist nicht an Gottes Segen alles gelegen? Sahen Sie in der höchsten Not unseres Schiffes nicht, wie das Vertrauen meiner Leute auf Mariens und auch ihres allmächtigen Sohnes Hilfe ihre Kräfte verdoppelte? Ihren schon gesunkenen Mut aufrichtete? Schon von diesem rein natürlichen Standpunkte aus ist der Gottes- und Marienverehrer weit besser daran als der glaubenslose Mensch. — Und dann — erkannten Sie in dem Tosen des Sturmes, in dem überwältigenden Gebaren der Elemente nicht die Hand eines höheren Wesens, wogegen wir armen Sterblichen nur Erdenstäubchen sind?“

„Sie haben recht, Herr Kapitän. Im Sturm und Ungewitter ging mir der Gottesgedanke wieder auf. Ja, in demselben Sturm und Ungewitter lernte ich auch die Mutter des Allerhöchsten als „Meeresstern“ kennen.“

„Ich beglückwünsche Sie aufrichtig dazu. Und noch eins möchte ich Ihnen hervorheben.“

„Und was wäre das?“

„Glauben Sie nicht, daß wir Seeleute bei dem Vertrauen auf unsere heilige Patronin immer ans Wunderhafte denken! Mitnichten! Zwar sind wir davon überzeugt, daß die hehre Frau als geliebte Mutter des Allerhöchsten auch wunderbare Rettungen aus Meeresgefahren von ihrem göttlichen Sohne zu vermitteln vermag und auch schon vermittelt hat; allein im allgemeinen knüpft sie diese ihre Hilfe doch meist an ganz natürliche Vorgänge — insbesondere an die energische und zielbewußte Mitwirkung des Menschen bei Erstrebung irgendeines Gutes.“

Der Passagier reichte dem Kapitän beide Hände.

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen von ganzem Herzen“, sagte er überzeugunsfroh. „Sie sollten keinen ungelehrigen und undankbaren Schüler an mir gefunden haben.“

Frühling im Winter

„Frühling im Winter", so möchte ich die nachfolgenden Erwägungen nennen. – Es ist mitten im Winter. Vorerst einige Tage des grimmigen Frostes, dann Nachlassen der Kälte, viel Schnee. Und immer noch eine Temperatur, daß man merkt, daß der Winter die Herrschaft führt. Was die kommenden Tage bringen, weiß Gott allein.

Auch in der Seele setzt sich während der Woche viel Staub an, welcher durch die Kälte und die durch sie hervorgerufenen Empfindungen der Seele um so fühlbarer wird. Jetzt gibt es kein Zaudern und kein Zögern! Hinein in den Jungbrunnen des hl. Bußsakramentes! Hier wird wieder alles gutgemacht, die Ansätze des Sündengiftes werden im demütigen Bekenntnis ausgespieen. Die Gnade der hl. Eucharistie ist bereit, die Wege sind geebnet, was krumm war, ist gerade, und alle Hindernisse sind beseitigt. Wie singt so schön die Dichterin Kordula Wöhler:

Und jenes: **Ego te absolvo**! sieh,
Da ist jetzt Glück! nicht wie ein
Wort verklingt,
Nein, kaum gesprochen auf der
Erde hier, mit Seiner Macht die
Himmel Er durchdringt!
Es zieht den Himmel in mein
Herz hinein, und macht die Welt
mir schon zum Himmel hier!
O Frühlingsnacht! o süßer Mondenschein!
O Blütenbaum! Gott ist versöhnt mit mir!

Nun kehrt der liebe Heiland im heiligsten Sakramente in die Seele ein, und das Glück derselben ist jetzt vollständig. Jetzt hat sie das Höchste erreicht, daß sie am liebsten jubeln und singen möchte. Unwillkürlich stimmt sie in den Lobgesang der seligsten Jungfrau ein: Hochpreiset meine Seele den Herrn!

Auch dem Körper teilt sich das Wonnegefühl mit: Ich bin ein Kind Gottes, Bruder oder Schwester des göttlichen Heilandes, und Miterbe der himmlischen Freuden. Da treten die Erdensorgen in den Hintergrund, der himmlische Vater wird gewiß sorgen, daß unseren Bedürfnissen abgeholfen wird. Ja, wir haben ein besonderes Anrecht auf die göttliche Hilfe, wir können jetzt mit einer gewissen Berechtigung beten: Vater unser, der Du bist in dem Himmel! Vorbei ist das Kältegefühl, vorüber das Empfinden der Frostlosigkeit der Mitmenschen! Nur das wehmütige Gefühl der Gleichgültigkeit derselben gegen ein solches Glück ist das einzige, was die Ruhe der Seele stört; und auch da tröstet uns der Gedanke, daß der Heilige Geist auch hierin eine Besserung herbeiführen wird. Wir müssen eben unausgesetzt darum flehen: „Komm, Heiliger Geist, und erfülle die Herzen Deiner Gläubigen!" Oh, mögen auch diese Worte etwas zur Gewährung dieser Bitte beitragen!

Und siehst du, liebe Seele, dieses Glück kannst du dir jeden Morgen verschaffen, wenn du nur willst! Unser in Gott ruhender Heiliger Vater, Pius X., hat es unendlich leicht gemacht. Er hat auch die Spendung des Hl. Bußsakramentes in die richtigen Bahnen gelenkt. Keine Seele kann jetzt, wenn sie nur den aufrichtigen Willen hat, sagen: Ich kann nicht! Und, wenn auch Hindernisse sind, der liebe Gott kann sie beseitigen, er ist allmächtig und beherrscht Himmel und Erde! Er kann alles so lenken, daß für uns kinderleicht wird, was vorher unmöglich zu sein schien. Und, wenn nicht an allen Tagen, so sollst du dir doch ein solches Glück an allen Sonntagen holen, welche dir gewiß zur Verfügung stehen.

Auf alle Fälle, strebe es mit allen Mitteln an! Der Friede und die Freude des Herzens und die Anwartschaft auf eine ewige Glückseligkeit sind dieser und noch größerer Anstrengungen wert.

Wage einmal den entscheidenden Sprung, aus der Lauigkeit herauszukommen, und in der Folgezeit wird es dann leichter und besser gehen! Aus diesen Zeilen spricht die Lebenserfahrung zu dir!

Nur mußt du selbst wünschen und probieren. Nicht nachlassen und immer von neuem beginnen, bis du das Ziel erreicht hast. Du wirst es dann an dir selbst erfahren, wie wahr der Eingang dieser Zeilen ist: Frühling im Winter!

* * *

Wer Gott in allem Tun
von Herzen loben kann,
Der fängt schon in der Zeit
das ew'ge Leben an.

— — — — — — —

Die Liebe Gottes ist's
die unser Herz erweitert,
Die ganze Welt umher
verschönert und erheitert.

Die Wachspuppe

von Irma von Drygalski

Der letzte Wagen fuhr vom Hofe. Der Bauer auf dem Bocke, ein wenig wankend vom guten Kindtaufswein, eckig zusammengepreßt im ungewohnten Feiertagsrock, griff mit grober Faust in die Zügel, riß die Peitsche aus dem Halter und schnitzte den jungen Pferden scharf über die glänzenden Rücken. Die stiegen, Empörung in jeder Muskel, hieben die Hufe funkensprühend ins Pflaster und stoben davon, daß der Wagen hüpfte und hotterte und der kreischenden Bäuerin im Hintersitz der Abschiedsblick mißlang durch den Kapotthut, der ihr über die Augen flog. Und hinter dem Poltern und Kreischen her scholl breit das Lachen des glücklichen Kindtaufvaters, der mitten auf seinem sonnenhellen Hofe stand.

Drinnen in der dämmrigen Stube hob der Täufling das flammige Köpfchen von der Mutterbrust und staunte mit großen Augen in die tanzenden Sonnenstäubchen. Aber die Mutter, behäbig-breithüftig im schwarzen Wollkleid, auch ein wenig rot vom Trinken, legte die verarbeitete Hand um das Köpfchen: „Gelt, Bubele, das ist schon ein ganz Schlimmer der Herr Pate? Ja, der, wenn der gut getrunken hat! Komm auch trinken, Bubele — auch trinken !"

Die Bäuerin vom Wiesenhof, die ein wenig abseits saß, rückte behutsam näher, faltete die Hände über den Knien und starrte mit brennenden Augen auf das winzige Bündel Mensch, das mit leisem Gurren und Glucksen seine hochwichtige Leiblichkeit mit Nahrung versorgte.

„Dem schmeckt's", sagte sie, und ihre Stimme war spröd wie die einer Verdurstenden.

„Das will ich meinen!" lachte die Mutter, „wovon sieben groß geworden sind — soll's das achte verschmähen?"

Die Wiesenbäuerin legte die zitternden Hände flach vor die schmale Brust. „Acht Kinder!" flüsterte sie, und noch einmal, als sei's ein Gebet: „Acht Kinder!"

Das tropfte so schwer in die dämmrige Behaglichkeit, daß es der glücklichen Mutter ans Herz griff.

„No, Maria, Ihr seid noch jung, bei Euch hat's noch gute Weile mit dem Kindersegen!"

„Es wird nimmer, Line — es sind nun schon zehn Jahre seit der Operation — vorbei ist's!"

„Und Rieks Anna dann? Zwölf Jahr' hat sie gewartet. Und nun hat sie das goldene Mädele! Tu nur fleißig beten, Maria!"

Die hob das schmale Gesicht mit dem blassen Munde, dem man's wohl ansah, wie oft er schon gebittet und gebettelt hatte: „Die Mutter Gottes hilft mir halt nicht. Gott weiß, ich bet' und ich fast', und wir geben schier über Vermögen, mein Mann und ich — die Mutter Gottes will halt nicht!"

„Solltest eine Wallfahrt tun nach Sennheim, Maria, wie die Rieks Anna auch — mit einer Wachspuppe!"

Die Augen der anderen weiteten sich. „Mit — was?"

„Na, hast's nicht gehört?'s ist selten, daß es eine tut, aber die Anna hat's von ihrer Großmutter, die weiß Bescheid. Die sagte: Bring' ein Wachskindlein nach Sennheim und leg's auf die Altarstufen, daß die Mutter Gottes es sieht — dann hilft sie dir! Und der alte Herr Geiger, der hat das Wachspüpplein gemacht, wunderfein. Und nun geh' hin und schau der Anna ihr Mädele an — fein und zart ist's wie das Christkindlein in der Weihnachtskrippen!"

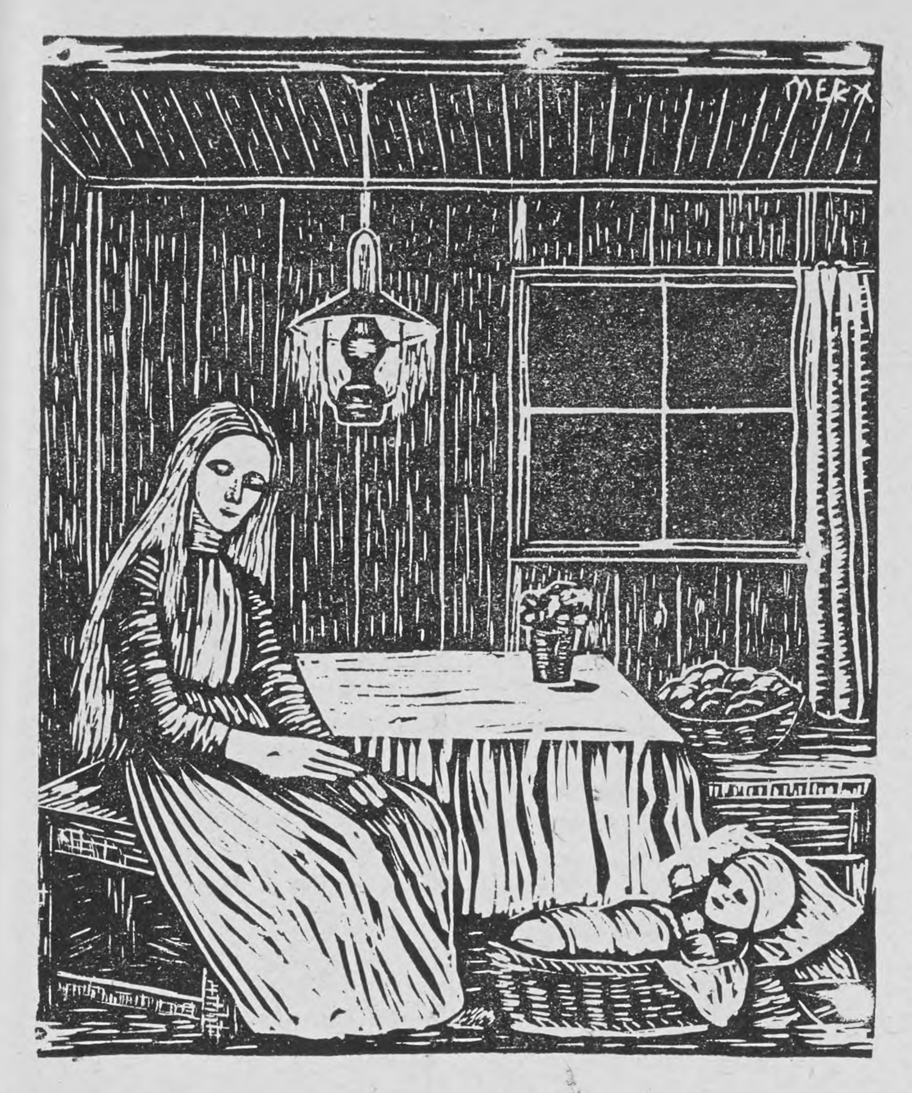
In den Augen der Kinderlosen flackerte es wie heißes Herdlicht. Ihr Mund war halb geöffnet, die breiten, sicheren Worte der Frau zu schlürfen, ihre Arme hingen schlaff herab, die Handflächen nach vorne, als wollte sie sich dem Wunder hingeben, das ihr da verheißen ward. Ganz nahe saß sie jetzt der glücklichen Mutter, ihr heißer Atem wirrte den weichen Flaum auf dem Kinderköpfchen.

Eine Weile waren nur dies Atmen und das Gurren des Kleinen zu hören.

„Ja!" stieß Maria hervor und stand nun groß, nonnenhaft schmal und herb, mitten im Zimmer; „ich dank' Euch! Ja, das will ich versuchen. Das — wenn — das nicht — hilft — "

Und sie neigte den Kopf und hastete hinaus.

Mitten im Erdgeschoß eines wunderlichen Häuschen mit bedenklich schiefem Dach saß ein großes Schaufenster, und daraus schrie es einem schon von weitem entgegen: grün, blau, rosa, rot und golden. Das waren die Mäntel und Kleider der lieben Heiligen, die neben- und übereinander auf Brettern und Regalen



standen. Fehlten nur ein paar wollige Wolken — sonst war da ein wahrer Himmel hinter der staubigen Glasscheibe. Ja, eigentlich war's bedeutend feiner als im wirklichen Himmel, denn viele der Heiligen waren doppelt oder gar dreifach vertreten: in großem Format für die Kirchen und Kapellen, in kleinerem Format für die Hausaltäre. Und dazwischen goldene Blumen, Rosenkränze und Weihwasserkesselchen. Die Heiligen hatten alle ein feines, sanftes, etwas wehmütiges Lächeln auf den weiß und rosa Gesichtern, und am zarten Faltenwurf ihrer Gewänder sah man, daß liebreiche Hände sie geschaffen.

Der alte Geiger kam aus dem Hinterstübchen, aus dem der süßlichscharfe Duft von Leim und Lack geheimnisvoll hervorquoll, in den Laden geschlürft, nachdem seine alte Ladenglocke schrill, aber gut gemeint ihren Gruß gebimmelt hatte. Er schob die Hornbrille auf die Stirn und rieb leise schabend seine Hände aneinander, die fein und nervig geworden waren vom behutsamen Hantieren mit Heiligenscheinen und goldenen Kronen, vom Streichen über schmale Heiligengesichter und leuchtende Gewänder.

„Grüß Gott — die Frau vom Wiesenhof! Womit kann ich dienen?"

Die Frau kam näher, stützte die Hände schwer und zittrig auf die narbige Teke:

„Geiger, wenn Ihr mir — ich möcht' halt, Ihr würdet mir ein Wachspüpplein machen wie der Rieks Anna, wißt Ihr — für die Mutter Gottes zu Sennheim!"

Der alte verzog das Runzelgesicht nicht. Nur seine Augen sprachen wärmer zu dem vergrämten Frauenantlitz.

„Das will ich gern tun, Bäuerin, das soll Euch nicht viel kosten!"

„Geiger, das ist mir gleich, was es kostet! Geiger, meint Ihr, Ihr könntet das Püpplein so groß machen wie ein Neugeborenes? Ich tät's halt gern fein schmücken, wißt Ihr, ich hab' da so allerhand."

„Das soll wohl gehen, Wiesenhoferin, hab' ja das Enkelchen, drei Tage alt, dem will ich's Maß nehmen. Sprecht in vier Tagen wieder vor!"

„Ich dank' Euch auch sehr!" murmelte die Frau und ließ im Hinausgehen die Blicke gleiten über die lieben Heiligen an allen Wänden. Die lächelten alle — fein, sanft — ein wenig wehmütig.

*

Der Postkutscher vorm Gasthof zur Linden riß erstaunt die verschlafenen Augen auf, als zur ersten Fahrt morgens um halb sechs eine schmale, schwarze Frau mit einem Täufling unterm Spitzenschleier hastig in den Wagen stieg. War das nicht die Wiesenhofbäuerin? Wie kam die zu dem Kinde? Das wüßte doch der ganze Ort, wenn der Wiesenhof endlich einen Erben hätte. Es konnte also ihr eigenes nicht sein,

es war wohl ein Patchen, das sie Gott weiß wohin brachte. Oder es war vielleicht doch nicht die Wiesenhoferin. Nun — ihm konnt's gleich sein, Geburten interessierten ihn wenig, Sterbefälle um so mehr. Denn er war auch Leichenkutscher, und dieselben Pferde, die behaglich schnaubend, schlichen beim Grabläuten mit gesenkten Köpfen, durch die verschlissene Pracht schwerer Decken am Traben verhindert, den Weg zum Friedhof hinan.

Er warf noch einen Blick in den Wagen, in dem die Frau ganz allein, ängstlich in eine Ecke gekuschelt, saß, zog gleichmütig den Pferden die Decken ab, bestieg den Bock mit der Würde eines Thronanwärters und brachte die acht Pferdebeine in die gewohnte, eilfertig wirkende, aber keineswegs ermüdende Gangart.

Die Wiesenhoferin trug unter dem Taufschleier die Wachspuppe. Sie schämte sich jetzt selbst darüber, sie schaute ängstlich nach rechts und nach links hinaus, ob niemand vom Ort mitfahren würde. Was sollten die wohl sagen? Für närrisch würden die sie halten.

Aber sie hatte gestern nicht anders gekonnt, gestern, als sie zum ersten Male seit zehn Jahren die kleine Giebelstube wieder betreten hatte. Dort standen lauter Dinge, die nicht mehr lebten und doch nicht sterben sollten: Großmutters Spinnrad mit den bunten Bändern, Großvaters Reisetasche mit den schnäbelnden Tauben in Kreuzstich, allerlei vergessener und halbzerbrochener Hausrat. Dort stand auch die hellblaue Truhe, bemalt mit grellroten und weißen Blumen und der verschnörkelten Inschrift: „Anno Domino 1680."

Aus dieser Truhe hatte sie — langsam, langsam, ganz ohne Atem, ohne Herzschlag fast — die Kindersächelchen wieder herausgekramt, die sie vor zehn Jahren hineingelegt. Und hatte die Wachspuppe, eine wunderniedliche Wachspuppe mit allem bekleidet, was ein Täufling braucht.

Sie lüftete heimlich den Schleier, als der Wagen schon längst das Dorf hinter sich gelassen, und sah auf das kleine Wunder in Spitzen und Rüschen nieder. Wie süß das rosa Gesichtlein lächelte in dem feinen Häubchen! Blonde Haare aus seidigem Flachs kräuselten um die zierlichen Ohren, der alte Geiger mußte ein schönes Enkelchen haben, wenn das hier das genaue Konterfei war. Und ihr Kleines — ob das einmal solch goldene Härchen haben würde? Ihr lagen die Flechten schwer und dunkelbraun im Nacken, und ihr Mann gar, der war schwarz. Aber ihr sollte auch ein braunes Kindlein so lieb sein — oder eins wie der Müllerin ihres, dem die pechschwarzen Härchen so putzig aufrecht standen, als sträubten sie sich vor Entsetzen über die laute Welt. Wenn's nur ihr Kindlein war — Fleisch von ihrem Fleisch — Leben von ihrem Leben!

Aber die Mutter Gottes würde ihr jetzt schon helfen, jetzt da sie ihr die Wachspuppe brachte, angetan mit dem Köstlichsten und Zierlichsten, das sie vor zehn Jahren genäht und gestickt. So niedlich sah das Püppchen aus, rührend und hilflos, wie ein lebendiges Kind. Sie hatte es nicht übers Herz gebracht, es im Körbchen mitzunehmen oder gar in einer Schachtel; nach einem kurzen inneren Kampf hatte sie nach Steckkissen und Taufschleier gegriffen, und war dann heute morgen, die Puppe unterm Schleier, durchs Dorf geschlichen. Die Leute freilich, die Leute würden sie für närrisch halten. Aber vielleicht, daß eine Mutter sie begriff, wenn sie ihr alles erzählte.

Sie sah nichts vom Erwachen des Herbstmorgens. Das war still und schwermütig, wie ein Sterbenskranker die Augen aufschlägt, froh, daß ihm die Frist zum Weiterleben geschenkt ist, und doch gelähmt von der Gewißheit des baldigen Todes. Die Nebel krochen von den Wiesen zwischen die Säulenhallen der Waldbäume, erste Sonnen streichelte über rotes und gelbes Laub, daß es aufglühte. Die Herbstluft griff mit kühlen Fingern durchs offene Wagenfenster und zerrte am Taufschleier.

Nun machte die Straße eine scharfe Biegung bergab. Häuser standen im satten Wiesengrün, Morgenkaffee-Herdrauch beizte die Luft, Hähne gellten einander den Morgengruß zu — der Postwagen hielt vor dem einzigen Gasthof.

Maria schrak zusammen — eine Frau mit zwei Kindern und eine Alte im wollenen Kopftuch stiegen ein. Aber die kannten sie nicht, gleichmütig glitten die Augen über sie hin beim Morgen-

* * *

Wär ein Übel der Tod, der aus Lebens Leid uns hinausführt,
Welch ein Übel dann erst, die uns hineinführt — Geburt!
Nur um zu sterben dereinst sind wir ja der Erde geboren,
Aber um immer zu sein, müssen wir sterben zuerst.

Wilhelm Kreiten S. J.

gruß. Und der Postwagen schaukelte weiter.

Die Alte saß Maria gegenüber, die hageren Hände mit dem dikken Adlergeflecht im Schoß gefaltet, das Gesicht, blutlos und scharf, wie aus Holz geschnitzt, lächelnd ein wenig geneigt, indes ihre Augen über Maria glitten. Etwas spöttisch war ihr Lächeln — die saß da so verdrückt in der Ecke mit ihrem Kleinen, als bäte sie um Entschuldigung, daß sie überhaupt mitreiste! Die alten Augen glitten zu der anderen Mutter, die neben Maria saß, ein Bengelchen von drei Jahren auf dem Schoß, neben sich — ja — Jesus, Maria und Josef — was war das?! Ein unförmiger Kopf auf einem mageren Körperchen, ein grellblasses, gedunsenes Gesichtchen, blaue Schatten unter der Stirn und an den Schläfen, Augen, die weit heraushingen in blödem Starren, ein schmaler Mund, wie zum Weinen verzogen, daß man die breiten gelben Zähne sah, unverständlich murmelnd und beim Atmen den Speichel durch die Lippen sprudelnd — das war also das blödsinnige Kind der Frau vom Sägewerk, die Alte hatte schon gehört davon. Schaudernd wandte sie die Augen ab, wieder zu Maria. Und als müsse sie diese schaukelnde Stille, in der nur das Prusten und Mummeln war, irgendwie unterbrechen, fing sie ein Gespräch mit Maria an:

„Wohin reist Ihr denn mit dem kleinen Kind?“

Maria, deren entsetzte Augen auch an dem Blödsinnigen gehangen, fuhr zusammen, stotterte:

„Zur Mutter Gottes von Sennheim!“

„Ist das Kleine gar krank?“ bedauerte die Alte.

Maria fühlte, nun mußte sie sagen: es ist eine Wachspuppe, die ich der Mutter Gottes opfern will, denn ich habe keine Kinder. Die Augen der Alten und auch die der anderen Frau waren auf sie gerichtet. Eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht, weil sie nun hier von ihrem Heiligsten sprechen sollte, vor ganz fremden Menschen. Was die wohl denken mußten?

Da sagte die Alte, denn das Gröhlen des Blödsinnigen ward lauter, je schneller der Wagen bergab polterte: „Könnt Ihr denn dem Kind nicht etwas geben, daß es stille wird — wenn der Frau ihr Kleines doch krank ist?“

Die andere hob unsäglich müde die Schultern: „Dann greint's nur, das ist noch ärger. Es ist nun mal nicht anders — ich hör's ja den ganzen Tag mit an — und mein Mann und mein Bubele. Es ist halt nicht anders.“

„Mein Kleines hört's ja nicht!“ sagte Maria, von Mitleid überwältigt. Und dann, atemlos: „Es schläft ja gut, es ist auch nicht krank.“

Die Alte nickte ihr wohlwollend zu, die andere Frau dankte ihr mit einem guten Blick. Maria aber sah nichts, die gelben Wände drehten sich vor ihren Augen, hatten grüne, rote, blaue Flecke. — So eine Lüge!

„Sorgt nur, daß es gesund bleibt!“ sagte die andere Mutter mit schleppender Stimme, „Gott, erspar' Euch mein Kreuz! Es ist nicht immer Freud', was wir Mütter erleben!“

Wir Mütter — wir Mütter! Das durchrieselte Maria wie starker Wein. Wir Mütter! — Aufgenommen war sie durch die zwei Worte in die heiligste Gemeinschaft, die auf Erden war. Und warum nicht? — Warum nicht? Würde sie's nicht bald in Wahrheit sein? Hatte sie sich's nicht verdient durch ihr langes Hoffen und Harren? Gab ihr das nicht das Recht, ein wenig Seligkeit vorauszukosten, nur diese eine Reisestunde lang?

Sie lächelte und nickte, ganz jung auf einmal, ganz weich, fast ein wenig übermütig, preßte das heiße Gesicht durch den Taufschleier an das kühle Wachs. — Wir Mütter!

Aber die alte Frau sagte sehr leise: „Nein, nicht immer hat man Glück. Sechs Kinder hab ich gehabt, vier sind gestorben. Zwei ganz klein, ein paar Wochen alt, so ein herziges Mädele, und einer ging gar schon zur Schul'. War der Beste in der Klasse — mein Mann sagt' immer: Das gibt mal 'nen Priester!“

Der Wagen hielt wieder. Eine andere Frau stieg ein, mit ihr ein junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, lang, schlaksig, mit einem blassen, verwischten Gesicht und grellfrechen Augen drin, eine Zigarette zwischen den aufgeworfenen Lippen.

Die Vorsätze zur Tätigkeit und zum wirklichen Leben müssen niemals verschoben, sondern sogleich ausgeführt werden. Besser, es mißlingt manches, als daß es unterbleibt. Wer etwas tut, hat dadurch an sich schon ein großes Verdienst, wer sich immer gegen das Handeln wehrt, gar keins. Die Menschenklasse der letzteren Art ist ungeheuer groß. Das sind die langweiligen, furchtsamen und faulen Träumer, die dennoch, und eben deswegen, niemals des Lebens froh werden. **E. Wagner**

Die Frau setzte sich neben die Alte, betulich ihre Röcke um sich breitend, mit einem leisen Seufzen. Der junge Mensch stellte sich breitbeinig vor die zweite Türe, das Gesicht in den Wagen gekehrt, unter fortwährendem Paffen die Insassen musternd und über das blödsinnige Kind belustigt lächelnd.

Es war eine Weile still. Das Blödsinnige schlief, den dicken Kopf vornüberbaumelnd, bis seine Mutter sehr sanft, sehr müde den schmächtigen Körper herüberzog und den Kopf auf ihren Arm lehnte. Die Luft ward immer dicker vom Zigarettenqualm, Maria wandte das Gesicht zum Fenster hinaus, die Alte hustete beklommen.

Da sagte die betuliche Frau mit einer Stimme, die vom ewigen Klagen und Keifen dünn und schmetternd geworden war wie eine alte Trompete: „Ludwig, kannst das Rauchen nicht lassen? Die alte Frau hindert's, und die andere Frau hat ein kleines Kind!"

Der Bengel verzog den Mund zum Grinsen — immer die Zigarette zwischen den Zähnen — stellte die Beine noch breiter, senkte die Hände in die Hosentaschen.

„Ludwig, tu die Zigarette weg! Kannst denn nun nicht einmal auf deine Mutter hören? O du — du — du, ach Gott, es hilft ja alles nichts!"

Beklommenes Schweigen lag im Wagen. Die Alte saß starr aufrecht, die harten Fäuste geballt, Maria konnte kaum atmen, so weh tat ihr das, was sie da hörte und sah. Die Frau mit dem Blödsinnigen aber preßte das schlafende Büblein auf ihrem Schoße fester an die Brust.

Dann klang's wie ein scharfer Riß — der Bengel strich das Streichholz zu seiner vierten Zigarette an. Seine Mutter fuhr empor, öffnete den Mund, fiel in sich zusammen und starrte vor sich hin, mit einem Blick, dunkel von Elend und hilfloser Scham.

Der Wagen hielt wieder. Der Kutscher riß den Schlag auf: „Da sind wir! Sennheim!"

*

Jahrhundertaltes Dämmern spann durch die große Wallfahrtskirche. Streng und steil standen die grauen Pfeilerbündel, empormündend in die überirdisch sorglose Heiterkeit spitzer Bogen und Brücken. Immer schien ein tiefes Summen der Orgel zwischen den Pfeilern zu schwingen, immer zitterte es wie Kinderlachen zwischen den Bogen. Die tiefen Farben der Fenster leuchteten in der Sonne, die draußen den Marktplatz mit Glanz übergoß; auf den Grabsteinen des Fußbodens lagen grüne, blaue, rote Flecken, der Widerschein der Fenster, gleichsam von dort oben herabgesunken und zum bunten Teppich gebreitet.

In roter Ampel glühte lebendig das ewige Licht, hie und da stachen aus dem samtnen Dunkel der Seitenkapellen schmale Kerzenflammen. In geschweiften Bänken kauerten dunkle Gestalten, starren Blicks hinüber betend zur wundertätigen Mutter Gottes auf dem Hauptaltar.

Maria ging sehr leisen, aber sehr schnellen Schrittes durch den Mittelgang, die Puppe unterm Taufschleier auf den erhobenen Armen. Ihre Sehnsucht trieb sie, daß sie fast schwebte — einige Frauen in den Bänken hoben die geduckten Köpfe und sahen zu ihr auf, grübelten hinter ihr her, welches Leid es wohl sei, das ihren Anblick so schmerzhaft die Herzen



rühren lasse.

Vor dem Hauptaltar sank sie nieder, legte die Puppe hin, griff mit beiden Händen in die goldenen Lilien des Chorgitters.

Die Mutter Gottes lächelte weich und mütterlich über schwerem Goldbrokat und starren Spitzen, unter der bauchigen, edelsteinfunkelnden Krone. In der Rechten hielt sie das Zepter, auf dem linken Arm das sich an sie schmiegende göttliche Kind, Zepter und Reichsapfel in den kleinen Händen, auf dem Köpfchen, viel zu schwer, die Krone. Sterne und Lilien flimmerten auf blauem Hintergrund der Wand, schienen wie Lieder auf das Madonnenlächeln, das Jahrhunderten Trost und Frieden gespendet. Und weiter an der Wand die wächsernen Glieder und die unzähligen Votivtafeln: „Maria hat geholfen — Maria wird weiter helfen!"

Eine unsägliche Beruhigung war die erste Empfindung der knienden Frau. Von den goldenen Lilien des Gitters strömte weltferne Kühle durch ihre Finger, durch ihren ganzen Leib. Wie die Luft ihrer Heimat war das, die keusche herbe Bergluft um den

Wiesenhof. Und das tat ihr gut nach dem Hetzen und Quälen der letzten Tage, das ihr so wesensfremd war. Sie sah sich nun wieder in dieser Luft ruhig und anspruchslos ihr Tagewerk tun, sah ihren Mann, still und in sich gefaßt wie sie, den Tag über mit harten Händen schaffen, daß er abends totmüde, gedankenfrei aufs Lager sank. Da war seit Jahren nichts, das diesen gleichmäßigen Gang gestört hätte. Ohne große Freude, aber auch ohne großes Leid glitten sie allmählich in ein stilles Altern hinein. Auch die Sehnsucht nach dem Kinde, die in beiden brannte, in ihm wohl mehr als Sehnsucht nach dem Erben seines Fleißes, war zu einem wehmütigen Entsagen geworden. Bis das Glück der Jugendfreundin mit ihren acht Kindern die halb verharschte Wunde bei ihr aufgerissen hatte.

Ach, die Line, die Glückliche! War sie denn so viel schlechter als die Line? War sie's denn nicht wert? Acht Kinder hatte die, das ganze Haus voll Luft und Lachen, und sie hatte kein einziges!

Sie krampfte die Hände ineinander und starrte zur Mutter Gottes empor. Was lächelte sie? Gewährung? — Verneinung?

„Laß mich Mutter werden, heilige Maria — für meinen Mann und für mich bitt' ich dich — laß mich so glücklich werden wie's all' die andern Frauen sind!"

So — glücklich — wie — all' — die — anderen — Frauen —

Sie preßte plötzlich die gefalteten Hände an den Mund in jähem Schreck. Denn es sprach in ihr eine müde Stimme: „Es ist nicht immer Freud', was die Mütter erleben" — und eine spröde alte Stimme antwortete: „Nein, nicht immer Freud' — sechs Kinder hab' ich gehabt, und viere sind gestorben."—

Maria senkte die Stirn an das Gitter. Ein Schauer durchflutete sie aus den Welten des ewigen Begreifens. Und sie sah mit geschlossenen Augen ein gedunsenes Kindergesichtchen, die Augen stier heraushängend, der unförmige Kopf baumelnd auf den mageren Schultern; und — o Gott! — zwei kalte, verdorbene Augen in einem Jungengesicht, die sich an dem Häufchen Elend ergötzten wie an einem Schauspiel.

Ihre brennenden Augen hob sie empor zum Madonnenlächeln. So, mit diesem Lächeln, das Kindlein auf dem Arme, stand die Gebenedeite vor Simeon im Tempel. Und Simeon sprach: „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen."

Aufschreien hätte sie können, die Stirn auf die Steinfließen schlagen. Aller Mütter Angst und Schmerz riß an ihrem Herzen. Und sie währte mit erhobenen Händen: „Nein, nein, das könnt' ich nicht ertragen! — Daran würden wir zerbrechen, mein Mann und ich! — Mach' mich zur glücklichen Mutter, heilige Maria!"

Riesenhaft wuchsen die Pfeiler und Säulen um sie her, klein und elend lag sie auf den Stufen. Was war sie, daß sie Glück fordern durfte, sie vor vielen anderen? Hoch über ihr stand im leisen Weihrauchnebel die reinste der Frauen — die schmerzensreichste. Wer gab ihr das Recht, um mehr Glück zu bitten, als der Edelsten ward? Aber ihr Herz schrie ja nur und wehrte sich, ihr schwaches Herz, das im Mutterleid in tausend zuckende Stücke brechen würde.

Nie war sie so ratlos und hilflos gewesen, und doch war nie mehr Allbegreifen in ihrer Seele. Langsam hob sie die Wachspuppe auf, sah nieder in das süße, weiche Gesichtlein. Ihre zärtliche Sehnsucht sprang wieder in ihr auf, aber dahinter klopfte ihr banges, schwaches Herz. Sie faltete die Hände um den Puppenkörper und bat noch einmal um ein Kind. Und dann neigte sie den Kopf und flüsterte, getrieben von ihrer vorahnenden Herzensangst, ein Schuldbekenntnis. Wie um sich ganz in die Hand der Himmlischen zu liefern, wie um ihr eine Ausflucht zu lassen, eine Entschuldigung, wenn die Allwissende ihr die heilige, schwere Pflicht nicht zutrauen konnte, beichtete sie: „Aber ich hab' gelogen, heilige Maria — auf der Fahrt zu dir hab' ich gelogen. Und als sie mich Mutter nannten, bin ich so sündhaft stolz gewesen, heilige Maria — so — stolz. . . ."

* * *

Sagt Alban Stolz allgemein vom katholischen Priester: „Es gibt keinen glücklicheren Menschen als den katholischen Geistlichen, wenn er wahrhaft von Gottes- und Nächstenliebe durchdrungen ist. Sein Leben ist das edelste Künstlerleben; der Stoff, worin er arbeitet, sind unsterbliche Seelen. Das Ideal das er darin ausprägt, ist Jesus Christus. Seine Kunstwerke sollen einmal aufgestellt werden im Dom des Himmels vor Gottes Thron, ihm zum ewigen Ruhm." —

Das Licht der Welt

Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts ist stolz auf die großen Entdeckungen der Menschen, welche die Nacht in hellen Tag umgewandelt haben, und ist erstaunt über die Macht, die wir Menschen durch das Licht über die Finsternis erlangt haben. Es gibt aber ein anderes Licht, das in der Finsternis leuchtet, und dessen Kraft und Macht und Zuverlässigkeit dem gläubigen Christen wohl bekannt ist.

Schon beim Propheten Isaias (42, 6; 49, 6) wird der Messias als „Licht der Heiden" genannt. Wie ein Leuchtturm seine gewaltigen Lichtbündel in die dunkle Nacht hinaussendet, so sollte der Messias sein Licht in die Finsternis der Heidenwelt hinausstrahlen lassen. In seinem Licht sollten alle Völker den wahren Gott und den Weg zu wahrer Erlösung erkennen. Der greise Simeon nannte das Jesuskindlein bei seiner Darstellung im Tempel „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung Deines Volkes Israel" (Lk. 2, 32). Dieses Licht sollte die heidnische Finsternis und das Sündendunkel erleuchten.

Jesus sagte von sich selbst: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben" (Joh. 8, 12). Jesus bezeichnet sich also hier klar als den Messias, der das Licht der Gerechtigkeit und der Seligkeit in die Welt bringt. Das Menschenleben gleicht einer Wanderung durch die Finsternis, in welcher da und dort unsichtbare Todesgefahren drohen. Jesus aber, das Licht der Welt, leuchtet den Menschen den ganzen Weg entlang voran. Auf diesem Wege darf man nicht stehenbleiben, auch nicht sich selbst abseits wenden, denn dann findet man sich alsbald in dichter Finsternis eingehüllt, verliert man Richtung und Weg und setzt man sich der Gefahr aus, auf Schritt und Tritt in einen Abgrund zu stürzen. Wer aber dem wahren Lichte Jesus folgt und sich fest hinter diesem Lichte hält, der kann den Weg nicht verfehlen. Ja, solch ein Mensch besitzt das Licht in sich selbst, das zum Leben, das zur beseligenden Teilnahme an Gottes eigenem Leben führt. Und zwar aus dem Grunde, weil er Jesus' Wort hat, das ihm in jeder Lebenslage den richtigen Weg zeigt, und Jesus' Gnade, die ihm Kraft verleiht, auf diesem Wege zu gehen.

Wie die Sonne die Spenderin alles Lichtes und alles Lebens auf der Erde ist, so ist Jesus die belebende und erleuchtende Sonne für die Menschenseelen. Doch gibt es hier einen großen Unterschied. Dem Lichte der aufgehenden Sonne muß das Dunkel der Nacht naturnotwendig weichen; das göttliche Licht wird die Finsternis, welche Sünde und Gottesferne in die Seele getragen haben, nur dann überwinden, wenn der Mensch, der ein Jünger des göttlichen Lichtträgers geworden, sich dem Lichte erschließt und das Licht des Lebens in sich aufnimmt. Unser Leben und Weg liegen nur dann nicht in dem todbringenden Bereich der Finsternis, und wir besitzen nur dann das lebenspendende Licht, wenn wir uns freiwillig dazu entschließen, das Licht Gottes in unsere Lebenswege, Arbeiten und Ziele hineinleuchten zu lassen. Der Christ muß immer an die Worte des Völkerapostels denken: „Einst wart ihr Finsternis, jetzt aber seid ihr Licht im Herrn. Wandelt als Kinder des Lichtes" (Eph. 5, 8).

Eines dürfen wir aber nicht vergessen. Hier, auf Erden, wo die Kirche noch kämpfen muß, ist die Nacht noch nicht vorbei, sie hängt über uns, düster und schwer, voll lauernder Gefahren. Aber Christus leuchtet in der Finsternis. So ist Christus das Licht der Welt, bis der große Tag der Ewigkeit anbricht. Gott will nicht, daß die Finsternis schwinde und keine Nacht mehr sei hier auf Erden. Er hat aber uns das Licht gegeben, das uns voranleuchtet. Wir werden nie irre gehen, das Licht, das uns leuchtet, täuscht uns nicht!

Geschichte und Erfahrung zeigen uns aber, daß die Menschen, die sich von diesem Licht abgewendet haben, in der Finsternis und Friedlosigkeit herumirren auf der Erde.

Siehst du einen Glücklichen, so frage, was mag dem fehlen? — und du wirst ihn weniger — vielleicht garnicht beneiden.

Cornova

Sonntags-Gedanken

Freude

Es gibt ernste Naturen, die nicht fröhlich sein können. Sie sind entweder von unglücklicher, düsterer Veranlagung oder sie haben zu viel Leid und Elend auf der Welt gesehen und erlebt, daß sie nicht mehr froh werden. Man achte und ehre den Schmerz dieser Märtyrer des Leids; aber gerade sie sind ein lebendiger Beweis, wie sehr der Mensch die Freude zum Leben braucht. So wie die ganze Natur den Sonnenschein ebenso dringend bedarf wie den Regen und Schnee, die Wärme ebenso wie die Kühle, so muß der Mensch, wenn er leiblich und geistig gesund bleiben und wachsen soll, seine Stunden der Freude haben. Trübsal, Trauer und Tränen werden ihm ohnehin reichlich zuteil.

Nichts macht auch den Menschen für das Gute und Edle empfänglicher als eine stille Heiterkeit der Seele. Der Unfrohe aber ist schwer für etwas zu begeistern; er kann sich nicht aus seiner schwermütigen Stimmung zu einer mutigen Tat aufraffen. Und wer ist im täglichen Verkehr und im häuslichen Leben unerträglicher als ein freudloser Mensch! Da können Kinder lachen oder glückliche Menschen singen oder ein Hund seine freudige Anhänglichkeit bezeigen oder strahlender Sonnenschein durchs Fenster hereinschimmern: das mürrische Gesicht eines solchen Freudlosen bleibt kalt und tot wie ein Grab. Er ist nicht imstande, einen Unglücklichen zu trösten, einen Kranken aufzuheitern, ein Kind zum Jubeln zu bringen, einen Müden aufzurichten. Aber laß einen Fröhlichen kommen: er bringt Sonne ins Haus, Heiterkeit in die Krankenstube, er ist der Liebling der Kinder und der Tiere und hat für alle, mit denen er in Berührung tritt, ein ermunterndes, fröhlich stimmendes Wort. Ist also die Freude nicht ein Segen?

Allerdings verstehen heute viele Menschen unter Freude etwas ganz anderes: äußerliches Lustigsein, Vergnügungstaumel, Sinnenkitzel. Und davon können sie nicht genug haben. Sie stürzen sich auf jede Gelegenheit, wo sie der Ausgelassenheit und Vergnügungssucht frönen können. Sie vergessen dabei ihre Menschen- und Christenwürde und kehren oftmals mit verwüsteten Seelen von solchen Freuden heim. Auch ihre Körper sind meist nicht erquickt und gestärkt, sondern ermüdet und entnervt. Wir dürfen uns anständige Zerstreuungen und Lustbarkeiten gestatten, die nicht auf Kosten unserer Seele gehen; aber wir müssen Maß und Ziel zu halten wissen: nie dürfen solche Vergnügungen zur Leidenschaft werden, die uns beherrscht, so daß wir Zeit und Geld und Seelenruhe vergeuden.

Die schönsten und edelsten Freuden sind nicht die rauschenden und lärmenden Lustbarkeiten, sondern die stillen häuslichen Freuden, die gesunden Erholungen in Gottes Natur, die Lust an der Arbeit und am Gutestun. Diese Freuden entspringen der Seele, nicht den Sinnen, und deshalb kehrt auch ihr Segen bereichernd und beglückend in die Seele zurück. Solche Freude schenke dir selbst und deinen Lieben so viel du kannst! Und wenn du recht darauf achtest, wirst du merken, daß es im Leben unzählige Anlässe zur Freude gibt. Wenn du des Morgens nach gutem Schlaf erfrischt erwachst, freue dich! Was gibt es Köstlicheres als die Gesundheit! Geh' in ein Krankenhaus und laß dich dort von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett führen, dann weißt du, wie glücklich ein Mensch ist, der des Morgens gesund erwacht. Sitzest du bei Tisch mit deiner Familie und siehst, daß alle gesund und guter Dinge sind: freue dich und bedenke, wie anders es wäre, wenn deine Gattin oder eines deiner Kinder krank läge; da wäre alle Fröhlichkeit dahin. Du hast ein ordentliches Geschäft, einen Beruf, der dich und die Deinen ernährt und dich ernster Sorgen enthebt: freue dich, wenn du zu deinem Geschäft oder Berufe gehst, wie viele beneiden dich darum! Und hast du deine freien Stunden und Tage, wo du dich erholen kannst: mache allein oder mit deiner Familie einen Spaziergang in die Natur, einen Ausflug an einen schönen Punkt der Umgebung, das wird dir Leib und Seele erquicken. Suche jeden Sonn- und Feiertag deiner Familie eine frohe Überraschung zu bereiten, und wäre es nur ein Blumenstrauß, den du am Samstag-Nachmittag auf den Feldern gepflückt hast. Die Geburts- und Namens-

tage sollen immer freudig begangen werden; das bringt Abwechselung in die Einförmigkeit des Jahres und erneuert die Zuneigung und Liebe aller Hausgenossen. Freudentage sollen deinem Hause besonders auch die kirchlichen Hochfeste sein: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam usw. Einer umsichtigen Mutter wird es nicht schwer fallen, solche Tage durch Schmuck der Wohnung, durch besseres Mittagsmahl und kleine Leckerbissen angenehmer zu gestalten. Aber die Hauptsache bei allen derartigen häuslichen Festen ist immer die rechte Seelenstimmung; das Äußerliche soll nur die Zugabe für unsern Körper sein, damit auch er sich freuen und erholen möge.

Alle Freuden des einzelnen Menschen und der Familie muß im Leben eine Ausnahme bleiben, sonst stumpft sich von selber der Sinn für Freude ab. Wer von einem Vergnügen zum andern rennt, wird bald aller überdrüssig sein. Der Mensch erträgt nichts schwerer als eine Reihe von schönen Tagen. Schwarzbrot kann man das ganze Jahr über essen; an Süßigkeiten ißt man sich in wenigen Tagen satt. So ist es mit jeglicher Freude. Manche Dinge und Erlebnisse freuen uns nur deshalb, weil sie selten kommen. Darum soll man vor allem die Kinder nicht mit Freuden verwöhnen, sonst verlieren sie die Energie und den Eifer zur Arbeit, werden naschhaft, flatterhaft und spielsüchtig. Sie bilden sich ein, das Leben sei nur ein angenehmes Taumeln von Freude zu Freude, von Genuß zu Genuß, und daher folgt manchmal auf eine derartige allzufreudige Jugend ein trauriges und entbehrungsreiches Alter. Die Kinder sollen mehr zur Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit mit wenigem erzogen werden; sie sollen sich an kleinem freuen lernen, dann werden sie später um so glücklicher sein, wenn sie es durch eigene Anstrengung und Tüchtigkeit zu größerem bringen. Sie sollen daran gewöhnt werden, jedes Vergnügen, jeden Genuß durch die Arbeit und Leistung zu verdienen und sich nicht einfach Freuden schenken lassen. Dadurch erhällt die Freude erst ihren hohen Wert im Leben des Menschen: sie ist nicht bloß ein flüchtiger Genuß, sondern ein Lebenstrank.

Kehr in dir ein,
Sonst kann der Herr nicht Einkehr nehmen,
Du mußt zu Hause sein.

Dann pocht er an
Und spricht bei wohlverschloss'ner Pforte,
Wodurch die Welt nicht kann.

Gehst du nur aus,
Soweit es Pflicht und Not erheischen,
So hütet er das Haus.

Und kehrst du heim,
Wird dich, dein Wirt, dein Gast bewirten
Mit edlem Honigseim.

Kehre bei dir ein,
Bald wird der Herr auch Einkehr nehmen,
Und du wirst fröhlich sein. E. Ringels.

* * *

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Schiller

Kinder sind Engel Gottes

Erzählung von Willy Fränzel

Sonntag. Eine feierliche Stille ringsherum, nur dann und wann durch spielende Kinder auf der Straße unterbrochen.

Träumerisch saß Karl Lange am geöffneten Fenster und schaute versonnen dem Spiele der Kinder zu. Im Vorgarten blühte der Flieder und der Duft erfüllte die ganze Luft.

Maria Lange hantierte im Garten herum, hier und da Ordnung schaffend. Freundlich nickte sie ihrem Manne zu, der erschrocken aus seinen Träumereien auffuhr. Ein schmerzlicher Zug huschte dabei über sein markantes Gesicht, wo schon leichte Falten das kommende Alter verrieten. Vereinzelte Silberfäden durchzogen das Haar.

Bei dem Spiele der Kinder war es ihm wieder so recht zum Bewußtsein gekommen, was ihm schon vor Jahren der Arzt gesagt hatte: „Ihre Ehe bleibt kinderlos!" Und er hätte so gern einen herzigen Buben oder so ein liebliches Mädchen um sich gehabt. Doch in das Unvermeidliche mußte er sich fügen um so mehr, als Marie, seine Frau, erklärte: „Es ist gut so! Kinder brauchen wir nicht;"

Die Stimme seiner Frau ließ ihn plötzlich aufhorchen. „Ihr verflixten Lümmels, könnt ihr euch nicht mit eurem Ballspiel auf den freien Platz scheren? Müßt ihr mit euerem lausigen Ball meine schönen Beete zerstören?!" Den Kindern war nämlich das Unglück passiert, daß der Ball beim Spielen in den Garten gefallen war.

„Hör auf mit deinem Schimpfen, Marie! Gib den Kindern den Ball wieder! Dies kann ja einmal vorkommen!" rief Karl beschwichtigend seiner Ehehälfte zu.

„Es ist doch war, die Lausebengels können anderswohin gehen! Die Straße ist ja kein Spielplatz!"

Wehmütig lächelte Karl Lange. Wohl hatte Marie eine ganze Menge guter Eigenschaften: kochte, backte, scheuerte, wusch und flickte, daß man staunen mußte. Dabei sah sie immer aus, wie aus dem Ei geschält, und wer ein Stäubchen bei ihr finden wollte, der mußte es erst selbst hinlegen. Doch die Kehrseite von dieser guten Eigenschaft war: Marie war nicht kinderlieb und konnte keine Kinder leiden.

War seine Ehe glücklich? Diese Frage konnte er nicht mit reinem Gewissen bejahen. Er mußte sich eben damit abfinden.

In ihrer fünfzehnjährigen Ehe hatte es bis jetzt nur einmal Krach gegeben, als er den Wunsch äußerte, ein Kind anzunehmen. Seit jener Zeit hatte er nichts wieder gesagt, um den häuslichen Frieden nicht zu stören.

Als er so in seine Gedanken versunken war, brachte der Postbote einen Brief, der sein ganzes Innere aufwühlte.

Seine Schwester war gestorben und hinterließ ein vierjähriges Mädchen so mutterseelenallein der Welt. Der Vormund bat, da der Vater schon vor Jahresfrist gestorben war, dem Kinde, da sie selbst keine Kinder hatten und die nächsten Anverwandten waren, doch eine Heimat zu geben.

Schwer seufzte Karl Lange auf. Er sah das Gewitter schon heraufziehen. Und er hatte recht damit.

Als Marie den Brief gelesen hatte, ging das Donnerwetter los. „Das fehlte gerade noch!" schrie sie ihn mit feuerrotem Gesicht an. „Unter keinen Umständen kommt das Kind ins Haus! Sie sollen es ins Waisenhaus geben!"

Gewöhnlich schwieg Karl Lange, wenn seine Frau zankte. Aber jetzt brauste er doch auf.

„Ein Frauenherz kann doch hart wie Stahl sein. Einer verlassenen Waise willst du keine Heimat geben, willst gegen sie nicht freundlich sein. Alles Kleinigkeiten, und die werden dir zuviel! Du bist eben eine unchristliche Frau, Marie!"

Frau Marie war erstaunt. Doch schnippisch entgegnete sie:

„Frauenherzen sind immer noch tausendmal besser als Männerherzen. Da es nun bei dir einmal beschlossene Tatsache ist, das Kind herzunehmen, so kann ich es nicht ändern. Aber ein Dorn wird es mir stets im Auge sein."

Und so war es auch. Karl Lange aber, der in seiner Ehe freudlos gelebt hatte, taute jetzt förmlich auf. Mit der kleinen Gertrud war die Sonne ins Haus gekommen. Nur Frau Marie merkte nichts davon. Mürrisch war sie dem Kinde gegenüber, so daß Klein Gertrud manchmal ängstlich aus dem Zimmer floh.

„Warum hat mich die Tante nicht auch so lieb wie du, Onkel?"

Dabei sahen die kindlichen Augen Karl Lange flehend an.

Karl Lange tat dies weh, wenn das Kind immer wieder diese Frage stellte, aber er ließ sich nichts anmerken.

„Das denkst du nur, Trudel. Auch die Tante hat dich sehr lieb. Sie hat aber nicht soviel Zeit für dich übrig wie ich!" beschwichtigte er das Kind immer wieder.

Als er einmal darüber seiner Frau Vorhaltungen machte, da kam er schön an. Von dieser Zeit an unterließ er es.

Für ihn aber war Klein Gertrud der Sonnenschein, der Freude in sein Leben brachte. Alle Liebe, deren er fähig war, strömte auf das Kind. Frau Marie verfolgte dies mit neidischen Augen, und langsam stieg der Haß gegen das Kind in ihrem Herzen auf. Es war ihr nicht gleichgültig, daß der Mann sich wegen des Kindes ihr entfremdete.

Die Ehe, die, wenn auch nicht glücklich, so doch zufrieden bis jetzt verlaufen war, wurde beiden zur Hölle. Darunter litt Karl Lange am meisten. Doch den Sinn seiner Frau konnte er nicht ändern.

Eines Tages aber geschah es, daß Gertrud ernstlich erkrankte. Der hinzugezogene Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. Vor allem eine gute Pflege war die Hauptsache, war sein Ratschlag, wenn das Kind wieder genesen sollte.

Und als er gegangen war, brach das Unwetter los. „Meinst du vielleicht, ich soll mich noch als Krankenpflegerin ausbilden lassen!" höhnte die Frau. „Das Kind kommt ins Krankenhaus und damit basta!"

Karl Lange sah schweigend seine empörte Frau an. Seit der Krankheit war es öd und leer im Hause geworden, auch bei ihm im Herzen. Seine Frau hatte recht, es war besser so. Warum sollte er sich noch unnütz aufreiben.

Daher sagte er zu seiner Frau: „Dein Wunsch soll geschehen, Marie! Morgen werde ich die nötigen Schritte unternehmen. Aber um eins bitte ich dich: Sei wenigstens diese einzige Nacht, wo es noch unter unserem Dache weilt, lieb zu dem Kinde!"

Marie wollte auffahren. Als sie aber den todernsten Blick ihres Mannes sah, lenkte sie ein.

„Wenn es dir Spaß macht, meinetwegen!"

Hörbar seufzte Karl Lange auf, als seine Frau das Zimmer verlassen hatte. Tränen stahlen sich aus seinen Augen über die Lieblosigkeit seiner Frau.

Frau Marie aber war ins Krankenzimmer getreten. Geduldig, ohne zu klagen, lag Klein Gertrud auf ihrem Lager. „Na, wie geht es dir, Trudel?" sagte Frau Marie so sanft wie möglich. „Tut dir noch etwas weh?"

Sie setzte sich dabei ans Bett und schaute ihr jetzt zum erstenmal ordentlich in das blasse, leidende Gesicht, das jetzt wie mit einem Schimmer von Glück übergossen war.

Da die Kleine nichts erwiderte, nahm Frau Marie wieder das Wort. „Du klagst ja gar nicht?"

„Ich und klagen! Ihr seid doch alle gut zu mir! Ich fühle mich bei euch wie im Himmel!" Dabei sah sie die Frau mit dem Ausdruck so unsäglicher Dankbarkeit an, daß dieser Blick alle Menschenliebe, die seit Jahren im Herzen der Frau geschlummert, zum Leben erweckte.

Mit schüchterner Zärtlichkeit hatte sie ihre kleinen Arme um Frau Mariens Hals geschlungen, und leise flüsterte sie:

„Ich habe dich ja so lieb Tante!"

Frau Marie wurde es eigenartig ums Herz. Und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Gott der Herr hatte ihr das Kind als einen Engel ins Haus geschickt, damit ihr Leben einen Inhalt habe.

Sie ging aus dem Zimmer. Klein Gertrud aber ahnte nicht, daß sie Frau Mariens Herz gewonnen hatte.

Als am nächsten Morgen Karl Lange sich auf den Weg machen wollte, um die Aufnahme ins Krankenhaus zu bewerkstelligen, sagte Frau Marie:

Ich habe es mir anders überlegt. Das Kind bleibt hier, und ich will es pflegen, bis es gesund ist!"

Karl Lange sagte nichts. In seinem Gesicht zuckte es freudig auf. Dann aber sagte er, indem er seiner Frau warm die Hand drückte:

„Für dieses Wort danke ich dir, Marie! Gott da oben wird es dir tausendfach vergelten, was du an dem Kinde tust!"

Dank der aufopfernden Pflege von Frau Marie genas Klein Gertrud bald und wurde wieder der Sonnenschein im Hause.

Wenn manchmal ihr goldenes Lachen durch die Zimmer schallte, da sagte Frau Marie zu ihrem Manne:

„Kinder sind doch Engel Gottes, Er schickt sie stets zur richtigen Zeit!"

Karl Lange gab seiner Frau recht. Denn seine Ehe, die bis jetzt liebeleer war, hatte wieder eigenen Sinn bekommen. Frau Marie wurde die beste Mutter, die es geben konnte.

Eine verrückte Philosophie

So sollte es immer sein: nach getaner Arbeit der gerechte Lohn!

Aber so ist es nie, oder doch kaum einmal — sagen die Arbeiter. Man verlangt von uns, daß wir das Beste hergeben, was wir haben, unsere menschlich-persönliche Arbeitskraft, unser Können und unsere Zeit. Und gibt uns dafür . . . ach, man gibt es ja garnicht. Es muß ihnen abgerungen und abgetrotzt werden, das bißchen, das sie dafür geben. Die Welt hätte wie im Handumdrehen ein anderes Gesich, wenn die Unternehmer einsichtiger, sozialer, gerechter und menschlicher wären.

Stimmt nicht — schlagen die andern entrüstet zurück. Wir geben dem Arbeiter seinen Lohn, wie er ihn verdient hat. Und wir tun das freiwillig. Uns braucht dazu keiner zu zwingen. Aber das ist es ja: die Leute sind nie zufrieden; meinen immer nur, daß sie zu kurz kämen und sehen in jedem Arbeitgeber den brutalen Ausbeuter.

Die kämpferischen Auseinandersetzungen um diese beiden Haltungen, die wie Feuer und Wasser gegeneinander zu stehen scheinen, machen einen großen Teil der sozial-wirtschaftlichen Kämpfe von gestern und heute aus. Es liegt ihnen jener fundamentale Irrtum zu Grunde: daß der Nachteil des andern der eigene Vorteil wäre. Es lasse sich also im Leben am schnellsten und leichtesten auf Kosten des andern vorwärtskommen.

Dieser gefärlichen Häresie gegenüber behauptet Emerson (amerik. Popularphilosoph und Freund Carlyles, † 1882): „Heute glaubst du, das Wichtigste sei, daß du von keinem betrogen wirst; die Sonne deines Lebens aber wird erst aufgehen, wenn du zuerst dafür sorgst, daß dein Mitmensch nicht von dir betrogen werde."

Nicht wahr, das ist schon eine weltfremde Philosophie. Denn damit kommt man auf keinen grünen Zweig. So etwas liegt unserem sozialen Denken märchenhaft fern. Und wenn einmal einer von uns so dächte und auch danach handelte, würde man ihn für nicht ganz normal halten. Was er ja auch wohl nicht wäre. Denn unser normales Denken und Tun geht doch nur darauf aus: sich auf Kosten des andern möglichst große Vorteile zu verschaffen. Was im allgemeinen nichts anders heißt, als daß der Stärkere den Schwächeren, der Gescheitere den Einfältigen und der Besitzende den Habenichts auszunutzen sucht; und das auch noch für sein gutes Recht und für die einzig richtige soziale Mathematik hält.

So wird es bis auf den heutigen Tag im internationalen Verkehr der Staaten und Völker gemacht, im wirtschaftlichen Zusammenspiel von Kapital und Arbeit, im amtlichen Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen und nur zu oft auch in den persönlichen Beziehungen innerhalb des Ehe- und Familienlebens.

Es ist immer nur die Rede davon, was man vom andern erwarten und fordern, aber kaum einmal, was man ihm sein kann, ihm sein soll.

Das ist auch der wunde Punkt im wirtschaftlich-sozialen Leben von heute. Natürlich stehen hier die materiellen Dinge von Ertrag und Lohn im weit sichtbaren Vordergrund. Aber viel entscheidender — im Guten wie im Schlimmen — ist eben jene „verrückt Philosophie", die dafür sorgt, daß der „andere nicht von mir betrogen wird", sondern die sich für seinen Vorteil und sein Recht genau so verantwortlich fühlt, wie für den eigenen Vorteil und für das eigene Recht. Es ist letzten Endes doch immer das Menschliche, das alle Dinge bewegt. Wo das in Ehrfurcht bejaht und in weiser Güte geflegt wird, kommt das andere — das Materielle — ohne weiteres auch in Ordnung. Wo es aber verachtet und verwundet wird, kann die äußere „Ordnung" nur mit den brutalen Mitteln despotischer Gewalt eine Zeit lang gewahrt werden. Sie wird eines Tages von innen oder von außen her aus den verrosteten Angeln gehoben.

Das Menschliche im Sinne jener einzig wahren Philosophie aber kann nicht aus sich und in sich bestehen und bewältigt werden. Denn es reicht in seinen tiefsten Begründungen und in seinem letzten Sinn über alles Irdische hinaus und in die obere Welt des Sittlichen und Sakralen. Hans Wirtz

* * *

„Wer nicht helfen will, soll auch nicht hadern."



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Dreizehntes Kapitel

Wie ein Mädchen heimgeführt wird und ein Bursche von der Heimat geht.

Die Hochzeit des Talmar mit Agnes erlitt noch einmal einen Aufschub. Als zu Neujahr schon alle Vorbereitungen für die Heirat getroffen waren, erhielt Agnes von der Strafanstalt Suben in Oberösterreich ein Telegramm, daß ihr Vater schwer erkrankt sei und hoffnungslos danieder liege. Ohne Zögern machte sich das erschrockene Mädchen auf die Reise, um den Vater noch einmal zu sehen. Leider kam es zu spät. Beim Eintreffen der Tochter war der Alte nicht mehr am Leben. Eine akute Lungenentzündung hatte den geschwächten Mann schnell dahingerafft. Agnes konnte noch an seiner Leiche beten und ihn zum Grabe begleiten. Das Mitleid mit dem unglücklichen Vater, der fern von der Heimat und an diesem Orte hatte sterben müssen, zerriß ihr förmlich das Herz und sie weinte in diesen Tagen so viel wie noch nie in ihrem Leben. Einen großen Trost bot ihr der Gefängnisgeistliche, der versicherte, daß der Vater in bußfertigster Gesinnung, äußerst gut vorbereitet und gern gestorben sei. Von Suben aus teilte Agnes dem Talmar durch ein längeres Schreiben den Tod des Vaters mit. Voll Gram und Trauer kehrte sie dann nach Hause zurück. Noch war sie keine halbe Woche daheim, als schon der Talmar auf Besuch erschien. Er tröstete sie mit vielen teilnehmenden, zärtlichen Worten. Bald merkte er, daß sie wegen der Trauer um den Vater gern die Hochzeit etwas verschieben würde, aber sich nicht darum zu bitten getraute. Er sprach nun herwärts in seiner ruhigen, sanften Weise:

„Agnes, mir kommt vor, es schickt sich nicht gut, daß wir jetzt gleich heiraten, kaum daß der Vater kalt ist. Wär's dir unlieb, wenn wir die Hochzeit bis Ostern aufschieben?"

„Albert, Albert", sagte sie in überwallender Rührung, „einen besseren Menschen als dich gibt's keinen auf der Welt. Ich will dir den kurzen Aufschub mit doppelter, mit zehnfacher Liebe vergelten."

Die Wintermonate verbrachte Agnes in aufrichtiger, herzlicher Trauer um den Vater. Zu Ostern machte sie einen Besuch in Niklasen und blieb acht Tage beim Christler am Bichl, dem Firmgöten des Talmar. Jeden Tag kam sie auf ein Stündchen oder länger ins Talmarhaus. Als sie nach Planeigen zurückkehrte, trug sie ein neues, properes Gewand aus sehr feinem, schwarzem Stoff. Auch sah sie jetzt wieder ziemlich frisch und kräftig aus. In den nächsten Tagen hatte sie eine Unterredung mit dem Zyper. Da die Ploni ins Dorf hinüber gegangen und der Bucklige allein in der Stube war, trat sie zu ihm hinein, blickte ihn freundlich an und sagte etwas unbefangen:

„Du, Zyper, weißt, ich muß dich einmal um Verzeihung bitten, hätt's schon längst tun sollen. Ich bin im vergangenen Jahr oft ungut mit dir gewesen."

„Um Verzeihung bitten?" tat er überrascht, und eine Blutwelle schoß ihm ins Antlitz. „Um Verzeihung bittet man, wenn man auseinander geht."

„Ich bin nur mehr drei Wochen da. Am Georgitag haben wir Hochzeit."

„So, so? Ist's jetzt daran? Agnesl, ich wünsch dir Glück. Kein Mensch wünscht dir soviel Glück wie ich."

„Das weiß ich, Zyper. Du hast's immer gut gemeint mit mir und hast viel für mich getan,

auch viel ausgehalten meinetwegen. Ich vergess' es dir mein Lebtag nicht."

„Agnesl, Agnesl!" schrie er in aufflammender Leidenschaft, so daß sie erschrocken ein paar Schritte zurückwich.

Doch schon hatte sich der Zwerg wieder zusammengeduckt, wurde klein wie ein Häuflein Wolle und sagte ganz kühl:

„Tu dich nicht fürchten, schöne Basl. Weißt, ich hab's halt wie ein Haushund. Wenn man ihn gar zu freundlich streichelt, wird er halb toll vor Freude. Hehehehe."

„Zyper, ich danke dir für alles Gutsein", sagte sie mitleidig.

„Ist nicht der Rede wert, Agnesl. Und was man nicht angeschafft hat, für das braucht man nicht zu danken. Im übrigen hab ich's gern getan und tät's noch einmal, wenn's notwendig wär. Aber jetzt brauchst du mich nicht mehr. Du bist glücklich und wirst glücklich. Das ist die Hauptsach. Mehr hab ich nie verlangt und verlang ich nicht."

„Ich brauch dich aber noch ein bißchen, Zyper. Du mußt mein väterliches Anwesen da übernehmen. Dem Talmar ist's auch recht."

„Hehehehehe!" brach der Zyper in ein schrilles Gelächter aus. „Ich der Pächter von einem Großbauern, hehehe. — Das tät ja grad so herschauen, als wenn sie bei der großen Orgel in der Stadt einen Stelzfuß zum Blasebalgtreten anstellen würden."

„Nicht als Pächter, sondern als Eigentümer sollst du das Gut übernehmen. Wir lassen dir's so billig, daß du leicht daraus kommst. Es soll auch ein kleiner Lohn sein für alle deine Dienste. Der Talmar hält viel auf dich, und wir beide möchten es so einrichten, daß du es gut kriegst."

„Dank schön, dank schön für die gute Meinung; aber zu einem Hofbesitzer taug ich nicht, hehehe, nein, nicht. Die schöne Basl meint immer noch, ich halt es mit den Katzen und geh um keinen Preis vom gewohnten Hause fort. Aber in letzter Zeit halt ich's mehr mit den Hunden. Wenn die Herrschaften vom Hause gehen, laufen die Hunde auch fort."

„Um Gotteswillen, wohin willst du denn gehen, Zyper?"

„Fürcht dich nicht, Agnesl; zum Talmar geh ich auf keinen Fall. Weißt, ich mag mit meiner zierlichen Figur nicht einen Rahmen abgeben für dein Familienbild, hehehe."

„Bleib da", redete Agnes ihm zu, „schau, wenn du Haus und Hof hast, bist du ein gemachter Mensch. Die Schulden sollen dich nicht schwer drükken, dafür will ich sorgen."

„Nein, nein", widersprach er, ich lass' mich nicht anhängen wie ein Öchslein am Barren, ich will frei sein wie die Schwalbe unterm Dach."

„Zyper, du tust mich erbarmen — hast dein Lebtag nichts Gutes gehabt."

„Für unsereinen ist das Gute nicht geschaffen, man muß froh sein, wenn sie einem das Leben vergönnen," sagte er düster. Als er aber merkte, wie das Mädchen traurig wurde, schlug er sofort wieder einen heiteren Ton an und rief: „Hellauf, Agnesl, mir fehlt nichts! Schau, ich bin oben und unten kugelrund, und so ein runder Knollen kugelt viel leichter durch die Welt als andere Geschöpfe. Und überall, wo man hinkugelt, ist's lustig, hehehe."

„Zyper, kann ich gar nichts für dich tun, bevor ich fortgeh?"

„Tu für meine Mutter etwas, damit sie eine sichere Herberg hat und ein bißchen rasten darf!"

„Gewiß, gewiß, du kannst dich verlassen! Aber brauchst du gar nichts? Wir sind dir für viele Jahre den Lohn schuldig."

„Basl, red mir nicht vom Geld. Das Geld macht die Herzen eiskalt, und hintendrein denkt man nicht mehr an einander, weil man glaubt, die Rechnung sei bezahlt — Streusand und Tinte drauf, sagt das Lenzl, hehehe."

„Zyper, ich werd dir immer dankbar sein und recht oft an dich denken."

„Und ich an dich, Agnesl, ich an dich!" rief er stürmisch, beinahe leidenschaftlich; dann fügte er traurig hinzu: „O, es wird schrecklich öde und leer sein, wenn ich dich nicht mehr seh, nie mehr!"

„Was redest du denn da, Zyper?" sagte sie verwundert. „Alle Jahre ein paarmal sehen wir uns bestimmt, wenn ich auch fortheirat."

„Ja, ja, wir sehen uns wieder", tat er neuerdings lustig, „und vielleicht bin ich dann ein Kerl, der sich anschauen lassen kann, hehehe... Aber jetzt sprechen wir nicht mehr von diesen traurigen Sachen. Eine Braut muß frisch und munter sein. Wir haben andere Dinge genug zu reden, so lange wir noch beisammen sind."

Agnes merkte, daß er einen Plan hatte, doch brachte sie nicht heraus, was für einen. Er schnitt jedes Gespräch über seine Zukunft von vornherein ab. Sonst aber suchte er jetzt wieder möglichst viel mit Agnes zusammen zu sein, und er redete

immer gut und freundlich mit ihr wie ein Bruder. Auch die Base Ploni war nicht mehr so mürrisch und hatte weniger gegen die Heirat einzuwenden, seitdem ihr Agnes versichert hatte, man werde für sie sorgen, sie brauche keine Not mehr zu leiden und nicht mehr so zu rackern wie bisher.

Bei einer Näherin in Tribach hatte Agnes ihr Hochzeitskleid angeschafft. Am Samstag, bevor die Ehe zum drittenmal verkündet wurde, ging sie hinaus, das Kleid zu holen. Gleichzeitig kaufte sie einen Festtagshut und eine seidene Schürze. Als sie auf dem Heimweg die letzten Häuser des Städtchens hinter sich hatte, tauchte plötzlich Zyper auf und gab nicht nach, bis sie ihn den Pack tragen ließ.

„Weißt, Agnesl", sagte er, „ich bin dir eigens nachgegangen, damit ich dir noch einmal einen Dienst erweisen kann; es ist eh' der letzte."

Taleinwärts war er eine Zeitlang sehr wortkarg, und er keuchte, als ob er die schwerste Bürde zu tragen hätte. Plötzlich fing er wieder an, seine Späße zu machen und in der heitersten Weise zu plaudern. Als sie nach Hause gekommen waren, bat er:

„Agnesl, sei so gut, zieh das neue Gewand an. Ich möcht dich doch sehen, wie du als Braut ausschaust."

„Das kannst du auf meiner Hochzeit sehen", erwiderte sie.

„Bei der Hochzeit komme ich nicht so nahe zu dir; und jedenfalls mußt du vorher eine Probe halten, ob alles stimmt."

Das Mädchen dem die Eitelkeit und Neugier selber stark zusetzten, ließ sich nicht lange bitten. Es ging in seine Kammer und blieb länger als eine halbe Stunde aus. Endlich kam es wieder die Treppe herab und schritt langsam in die Stube hinein. Es trug ein langes, sehr feines, schwarzes Gewand, das wie Sammet glänzte, eine rauschende blauseidene Schürze und einen glänzenden Unterinntalerhut mit reicher Goldstickerei und breiten Bändern rückwärts, die bis zum Boden langten. Um den Hals hatte es die goldene Kette geschlungen, an der das vom Talmar geschenkte Ührchen hing, während am Finger ein goldenes Ringlein blitzte. Alles stand wie angegossen. Zyper machte Augen wie zwei Pflugräder und rief begeistert: „Edles Fräulein, Ihr überstrahlt mit Eurer Pracht die Sonne!"

Auf einmal aber wurde er ganz blaß und begann zu zittern.

„Agnesl", sagte er weich, „ich wünsch dir Glück, so viel Glück, als du verdienst, und das ist viel. Hab mir nichts für übel und behüt dich Gott!"

„Um Himmelswillen, was hast du denn, Zyper?" tat sie verwundert, „heut geh ich nicht fort, heut nehmen wir doch nicht Abschied."

„Wohl, wohl, heut schickt sich's am besten. Wer weiß, wie's morgen ist", sagte er traurig; „leb wohl und laß dir's recht, recht gut gehen."

Er drückte ganz leise ihre Hand und stürmte dann zur Tür hinaus. Agnes schaute ihm betroffen nach. Was war denn mit dem Zyper auf einmal? So hatte sie ihn noch nie gesehen. Nachdem sie sich wieder umgekleidet hatte, ging sie ihn suchen, aber er war an diesem Abend nirgends zu finden.

Am nächsten Morgen empfing Agnes in ihrer Heimatskirche mit großer Andacht die heiligen Sakramente. Nach dem Gottesdienst betete sie lange an den Gräbern ihrer Mutter und der Base Mariann. Eine stille Wehmut ging durch ihre Seele, daneben war aber doch ihr ganzes Herz voll Freude und seliger Spannung. Morgen früh wird sie verabredetermaßen in ihre neue Heimat Niklasen fahren, beim Christler am Bichl, dem Firmgöt ihres Bräutigams, wird sie dann noch zwei Tage bleiben, um die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, und am Donnerstag wird in der Pfarrkirche zu Niklasen die Trauung stattfinden. In ihrem Herzen klang es immer wie feierliches Glockengeläute. Morgen soll sie ihren Bräutigam wiedersehen und am Donnerstag mit ihm auf ewig verbunden werden.

Doch Agnes brauchte nicht einmal bis morgen zu warten. Am Sonntag nachmittag fuhr von Tribach nach Planeigen ein feiner viersitziger Landauer, der mit zwei blitzblanken Rappen bespannt war und drinnen saß der Talmar mit dem Christler am Bichl und Gallus, der Bauknecht. In Planeigen stellten sie das Fuhrwerk beim Ochsenwirt ein und gingen dann hinüber zum Reimannhaus. Der Talmar hatte ein schwarzes, beinahe städtisch feines Gewand an, in seiner Halsbinde steckte eine goldene Nadel und ein dünnes goldenes Kettchen ging über seine Weste. Der Christler am Bichl trug sein gewöhnliches Sonntagsgewand, der Gallus aber prangte in der alten Taltracht. Er hatte einen dunkelblauen kurzen Janker, eine geblümte seidene Weste mit Silberzwanzigern als Knöpfen, einen wolligen runden Hut mit silberner Quaste und Kniestiefel, die so blank gewichst waren, daß der Gallus sein Gesicht darin hätte spiegeln können. Natürlich machte er unter allen dreien das

größte Aufsehen, darum schaute er auch keck in die Welt hinaus und ging so gespreizt einher, als ob er statt der Beine Hackhölzer angeschraubt hätte. Als sich die drei Männer dem Reimannhause näherten, stürmte Agnes zur Tür heraus und lief ihnen entgegen. Von weitem rief ihr der Gallus zu:

„Agnes, gelt, da schaust? Es kommen die drei Weisen aus dem Morgenlande, hahaha! Weißt, wenn eine Großbäuerin heiratet, geht die Hochzeit schon am Sonntag an und dauert die ganze Woche."

Das Mädchen trat zum Talmar, drückte ihm die Hand und sagte:

„Aber wie kommst denn du daher? Heut hätte ich dich nicht erwartet."

„Ist's dir nicht recht, daß ich gekommen bin?" fragte er lächelnd.

„Wohl, wohl, es ist meine größte Freud", flüsterte sie, „weißt, ich hab den ganzen Tag immer an dich gedacht."

„Und ich hab die ganze Woche an dich gedacht", beteuerte er. „Du wirst auch begreifen, daß der Mar im Tal seine Braut nicht so allein daher pilgern läßt, als ob sie in den Dienst einstehen würde, sondern daß es ihm eine Ehre ist, sie selber abzuholen."

„Albert, Albert!" rief sie entzückt und schaute wie ein Kind zu ihm auf.

Dann gingen sie alle mitsammen ins Haus und blieben eine Stunde beieinander. Es wurde ausgemacht, morgen um neun Uhr vormittags von Planeigen abzufahren damit man in Tribach den Eilzug erreiche. Agnes solle bis acht Uhr fertig sein und ihr Hochzeitsgewand anlegen, denn während der Brautzeit höre die Klage für den Vater auf. Das Mädchen war mit allem einverstanden und lächelte still vor sich hin. Als die drei Männer ins Gasthaus zurückkehrten, hatte sich schon im ganzen Dorf die Kunde verbreitet, der reiche Talmar sei da mit zwei Brautführern, um die Reimann Agnes abzuholen. Darum liefen so viele zum Ochsenwirt, daß die große Gaststube dicht besetzt war.

Der Talmar ließ auf alle Tische einen Doppelliter Wein aufstellen und schaffte für sich und seine Begleiter ein reichliches Abendessen an. Da er so wenig redete, hielten ihn die Leute für stolz und es kam kein rechtes Leben auf. Nach dem Essen nahm er sein Glas, stieß mit allen Gästen an und sprach mit einzelnen ein paar freundliche Worte. Dann verließ er mit seinem Göt die Stube und ging schlafen. Gallus, der Knecht, dem der Bauer vor seinem Weggang ein paar Worte zugeflüstert hatte, blieb noch sitzen. Je wortkarger und ernster der Bauer gewesen war, desto redseliger und lustiger war der Knecht. Er redete ganze Leiterwagen voll daher und schilderte den Hof beim Mar im Tal in den überschwenglichsten Ausdrücken. Durch die Felder und Wälder, die der Talmar besitze, habe man gut anderthalb Stunden zu gehen; im Stall wären etliche dreißig Stück Rinder, hundert Schafe und sechs Pferde, aber keine solche Geißböcke, keine solche Katzen, wie die vom Postwirt in Tribach, mit denen sie heute hereingefahren seien, sondern Pferde, so fett, daß ihnen das Schmalz außen herunter rinne und glänzender als seine Stiefel.

Der Gallus reckte seine Stiefel unter dem Tisch hervor und schlug mit den Händen darauf, daß es klatschte. Dann sprudelte er weiter:

„Unsere Bäuerin hebt jeden Tag fünf Kilo Butter aus dem Kübel und Gott sei Dank kriegen wir jetzt wieder eine starke, junge Bäuerin, die den Knollen lupfen kann . . . Trinkt, Leutlein, trinkt! Ihr habt ja keinen Durst oder heißt der Wein nichts? Wirt, dann bringst du einen bessern . . . Ein Dutzend Leute hocken im Talmarhof immer bei Tisch, aber im Sommer müssen wir durchaus auf zwei Tischen essen, weil die Tagwerker alle mithalten, und da ist eine halbe Gemeinde beisammen. Auf unserer Alm Valvariz könnte man das ganze Planeigen mit Fundus instruktus, das heißt, mit Grund und Boden just zweimal hineinstellen . . ."

Jetzt hielt es das Lenzen-Mannl, das am nächsten Tische saß, nicht mehr aus. Pluns, plums — schmetterte seine Hand mit dem Siegelring auf die Tischplatte nieder und zugleich lärmte es:

„Hollunder und Hollerstauden! Wir haben auch etwas, wir sind nicht auf der Brennsuppe hergeschwommen. Hollah, Wirtschaft, fünf Doppelliter auf meine Rechnung!"

„Gar nicht unterstehen, Wirt! Heut' zahl alles ich. Wer was essen will, soll sich anschaffen. Und trinkt, Leutlein, trinkt, ich zahl", rief der Gallus.

„Wer bist denn du, das du's so groß gibst?"

„Ich, ich? Mein Name ist Gallus und sein tu ich der Bauknecht vom Talmar, sein Schaffer, sein erster Minister, hahaha. Trinkt."

„Geschenkten Wein mag ich keinen", schrie das Lenzl; —Wirt, mir einen Liter Spezial."

„Hand drauf auf alle Pipen!" krähte der Gallus; „was heute gezecht wird, gehört alles unser.

Heut wird nur Hochzeitswein ausgeschenkt. G'sundheit."

„Der Talmar soll leben!" rief der Schmieden Naz.

„Und seine Braut daneben!" gab der Weber Sepp darauf.

„Wenn der Talmar noch so sto'z ist, seine Frau hat er doch bei uns suchen müssen, weil nur bei uns die richtigen Bäuerinnen wachsen", liß sich wieder das Lenzl vernehmen.

„Ihr habt auch nur eine einzige, die für den Talmar gut genug ist, hahaha", lachte der Gallus, „und die einzige holt er sich."

„Die Spielhofertöchter sind schöner", beteuerte lustig der Schneider Schorsch.

„Ich hab sie nicht gesehen", erwiderte der Gallus; „aber bravere und tüchtigere als die Agnes gibt's keine — und mit der Schönheit tun wir erst messen."

„Hahaha, hahaha. Die Reimanntochter ist die Schönste", lärmten viele Stimmen.

„Aber meine Töchter haben Geld", schrie das Lenzl; „viertausend Gulden lass' ich jeder — Himmelgeigen!"

Pums, pums — hämmerte sein Siegelring auf den Tisch, seine Augenbrauen gingen wie Bürsten auf und nieder und die tiefe Runzel an der Stirn krabbelte wie ein Frosch.

„Hoho, Lenzl, sagen wir vierhundert; wenn du den Töchtern mehr laßt, kriegen die Buben nichts mehr", warf der Weber Sepp dazwischen.

„Höllen, Hollerstauden, meine Buben kriegen immer noch so viel Gulden, wie die deinigen Kreuzer."

„Was den Reichtum anbelangt, braucht sich die Agnes auch nicht verstecken", rief der Gallus; „sie besitzt einen Hof und dann hat ihr die alte Talmarbäuerin ein Kapital vertestamentiert. Wie viel's ist, weiß ich nicht, aber auf etliche tausend Gulden wett ich. Im Mai wirds ein Jahr, daß die Bäuerin gestorben ist und dan wird das Geld fällig."

„Wenn das Reimanngut noch etwas wert ist, so hab ich das Verdienst", schrie das Lenzen-Mannl; „ich bin Vormund gewesen und hab dafür gesorgt, daß der Alte nicht alles verwurstelt. Auf die Agnes hab ich immer einen Batzen gehalten und hab geschaut darauf, wie wenn's mein eigenes Kind wär. Was wahr ist, muß wahr sein — Himmelgeigen!" Pums pums.

„Dann wirst du ihr auch die Ehr antun und auf ihre Hochzeit gehen; du bist natürlich eingeladen. Alle sind eingeladen", sprudelte der Gallus.

„Selbstverständlich geh ich der Agnes auf die Hochzeit, niemandem lieber als der Agnes", erklärte das Lenzl; „heißt das, wenn meine Alte auch mitgeht."

„Heißt das, wenn dem Lenzl seine Alte ihn gehen läßt", stocherte der Weber Sepp.

„Hahaha, hahaha."

„Himmel — Holler — Höllenstauden, mich zerreißt's! Laß mich hinaus, ich hau den Lumpen zu Pulver." — Pums, pums.

„Ruhig, Leutlein, brav g'schaffen!" mahnte der Gallus. „Und trinkt, heut ist Vorhochzeit. Tut der Agnes die Ehr an, trinkt."

Dieser Aufforderung kamen die Gäste am liebsten nach und schließlich hatten die meisten hoch, viele höher, einzelne am höchsten. Man sang und ließ die Agnes leben, das Lenzen-Mannl hämmerte bloß mehr schwach auf den Tisch und gröhlte ein wenig. Ganz hell im Kopf, obwohl auch lustig und übermütig, war allein noch der Gallus. Er hatte von jeher die Gewohnheit, sobald er merkte, daß er genug bekam, nicht mehr zu trinken, sondern nur mehr am Glase zu lecken oder zu nippen. Ein Zöpfchen hatte er oft, aber einen richtigen Haarbeutel oder Tuller nie. Heute machte es ihm ein Vergnügen, den Planeigern einmal ein helles Licht anzuzünden, damit sie vom Talmar und seiner Braut die richtige Einschätzung kriegten. Und je zahlreicher die Äfflein in der Stube herumgaukelten, desto mehr freute es ihn. Man würde nach Jahren vom Hochzeitstrunk der Agnes in Planeigen noch erzählen. Erst nach Mitternacht nahm der Rummel ein Ende.

Am nächsten Morgen waren der Talmar und der Christler bei der Frühmesse, der Gallus fehlte. Als der Knecht aufstand, war der Bauer schon ins Reimannhaus hinübergegangen, um die Braut zu holen. Agnes hatte den neuen Unterinntaler Festtagsstaat angezogen und auch die Uhr mit der goldenen Kette und das Ringlein nicht vergessen. Als sie so in frischem, strahlendem Prangen vor den Talmar hintrat, starrte er sie nur lange mit großen Augen an und sagte kein Wort. Sie wurde über und über rot und fragte nach einer Weile verlegen: „Albert, fehlt etws? Gefall ich dir nicht?"

„Wohl, wohl, Agnes", erwiderte er entzückt, „so hast du mir noch nie gefallen, wie heut. Du solltest nur einen großen Spiegel haben, damit du dich selber anschauen könntest."

Und immer wieder blickte er sie an, so daß sie nicht aus dem Erröten kam. — Sie nahmen von

der Base Ploni Abschied und forschten nach dem Zyper, der sich seit gestern nicht mehr hatte sehen lassen. Schon wollte sie gehen, da hüpfte der Zwerg, ganz blaß im Gesicht, zur Türe herein. Er überreichte der Braut ein Blumensträußchen, das in der Mitte zwei hochrote Geranienblüten hatte, um die sich ein Kranz von Vergißmeinnicht und dann ein Kranz von gepreßten, auffallend großen Edelweißsternen schlang.

„Agnesl, da bring ich dir einen Reisebuschen", sagte er munter; „es gibt noch keine Blüeh, deswegen ist er nicht schöner ausgefallen. Wenn er dir zu minder ist, wirfst du ihn halt weg."

„Nein, nein, das ist ein schöner Strauß, den nehm' ich mit nach Niklasen, und die Edelweiß heb ich mir als Andenken auf", versicherte das Mädchen.

„Hoho, gar als Andenken, das freut mich. . . . Dem Talmar kann ich leider kein Andenken verehren; aber er hat schon auf der Alm Valvariz eines von mir erhalten und ich mein, er verlangt keines mehr, hehehe."

Der Bauer wurde dunkelrot im Gesicht, doch schnell faßte er sich und sagte lachend: „Nein, ich danke, Zyper. Behalt deine Andenken, du kannst sie leicht für jemand anderen brauchen. . . Aber, von uns zweien kriegst du ein ordentliches Präsent, wenn du zur Hochzeit kommst."

„Ihr seid nicht sicher, daß ich komm. So ein Zigeuner taucht bald da, bald dort auf, hehehe."

„Bestimmt mußt du kommen! Auf Wiedersehn, Zyper, am Donnerstag", rief Agnes.

„Ja, ja, Agnesl", meckerte er. — Gott befohlen, Brüder, in einer anderen Welt wieder!"

Sie schritten durch die Tür, wo er ihnen steif die Hand hinreichte, wie ein Stück Holz. Als sie einen Büchsenschuß weit fortgegangen waren, stieß er einen grellen, übermütigen Jauchzer hervor, der auf der anderen Talseite ein lautes Echo weckte. Dann rannte er in seine Kammer und schaute ihnen vom Fenster aus nach, bis sie zwischen den Häusern des Dorfes verschwanden. Sobald er nichts mehr von ihnen sah, warf er sich auf sein grobes Bett und weinte eine halbe Stunde lang. Es schüttelte seinen ganzen Körper; seit zwanzig Jahren hatte er nicht mehr so geweint.

Beim Ochsenwirt stand schon der Kutschenwagen vor der Tür. Während der Kutscher den Pferden Sträußlein an den Schwanz und auf das Kummet band, steckte sich der Gallus, der etwas verwittert dreinschaute, einen mächtigen Flitterbuschen und einen Spielhahnschweif an den Hut. Man nahm noch einen kräftigen Frühschoppen, dann bestieg man den Wagen; Agnes und der Talmar saßen rückwärts auf den weichen, gefederten Polstersitzen, ihnen gegenüber saßen der Christler und Gallus, der Knecht. Mit einem Satz schwang sich der Kutscher auf den Bock und die Pferde zogen an. Der Gallus fuchtelte mit dem Hut im Kreise herum und ließ mit seiner alten, gröhlenden Stimme ein paar verunglückte Jauchzer los. Im Trab ging es durch's Dorf hinunter, überall kamen die Leute aus den Häusern heraus, winkten der Agnes mit den Händen und mit den Tüchern nach und schrien: „Wünsch Glück." — „Viel, viel Glück!" —

Strahlend vor Schönheit und Freude saß das Mädchen neben dem Bräutigam und grüßte dankend nach allen Seiten. Hinter einer Mauer stand eine Schar Mädchen, unter ihnen die Lenzen-Hedwig, die ganz gelb war vor Neid. Als der Wagen an den letzten Dorfhäusern vorbeifuhr, brachte der Kutscher die Pferde in schnelleren Lauf, die Polstersitze hoben und senkten sich, wie auf Federn ging es dahin, Häuser, Bäume und Sträucher flogen vorüber; mit einem solchen Gefährt war Agnes noch nie gefahren. Sie lachte immer wieder frisch auf wie ein Kind, dann legte sie ihre Hand auf den Arm des Talmar, schaute ihn mit ihren strahlenden Augen an und flüsterte: „Albert, ich hätt's nie geglaubt, daß man auf der Welt so glücklich sein könnt."

* * *

Drei Tage später war große Hochzeit in Niklasen. Alle Verwandten und Dienstboten des Talmar, alle Nachbarn waren geladen und überhaupt die ganze Gemeinde. Es wurde mit Pöllern geschossen wie am Kirchtag und den ganzen Tag spielte die Musik. Für die armen Leute wurden die Hochzeitskrapfen in großen Kornreutern auf den Kirchplatz hinausgetragen. Die Trauung nahm der frühere Pfarrer von Planeigen vor, der auf Agnesens Wunsch eigens darum gebeten worden war. Er hielt auch unterm Mahl eine ergreifende Ansprache, worin er an Hand der Geschichte von Isaak und Rebekka auseinandersetzte, wie wunderbar Gott die Schicksale der Menschen leite und wie er oft aus weiter Ferne gerade diejenigen zusammenführe, die am besten füreinander taugen. Mit gesenkten Blicken und glühendem Antlitz hörte Agnes zu. Sie war heute ganz ernst und in sich gekehrt. Nur hin und wieder schaute sie ihrem neu angetrauten Mann innig und hingebungsvoll in die Augen.

Nach Sonnenuntergang wurden die Brautleute von der Musik und einer Schar Nachbarn nach Hau-

se begleitet. Das Gartentor vor dem Talmarhof stand weit offen, aber der Eingang war durch eine mit Blumen verzierte Stange gesperrt. Alsbald tauchten hinter der Stange Liesl, die Feldmagd, und Gallus, der Bauknecht, auf, fuchtelten mit dünnen Stäbchen herum und begannen, das junge Paar anzureimen. Die Liesl fing an:

„Gelobt sei er und sie,
Die erste bei der Tür bin i,
Neben meiner der Zaggler und Nöter,
Das ist dem Bräutigam sein Vötter."

Der Gallus fiel ein:

„I und das Madl, mit dem ganseten Schnabe',
Sollen euch ein' Korb voll Wünsche fürgab'ln."

Und wieder die Liesl:

„So grüeß euch Gott mit Herz und Mund,
Und wie ihr einzieht frisch und g'sund,
So soll es allweil sein und bleiben,
Der Kalender soll euch lauter Glück und gut Wetter schreiben.
Und leben sollt ihr so lang, daß noch in hundert Jahr
Euch tupft kein weißes und kein graues Haar."

Der Gallus:

Die Hausleut alle lassen euch schön grüßen
Und machen euch kund und inssonderheit zu wissen,
Daß es uns längst schon hat verschmacht,
Daß der Bauer nit früher a Bäuerin hat bracht;
Denn a Haus ohne Bäuerin ist grad
Wie a Wag'n ohne Deichsel und Rad.
Aber gut Ding braucht gut Weil,
Die Beste kriegt man nit in der Eil;
Und daß er die Beste hat kriegt in Stadt und Land,
Das ist ka Geheimnis, das ist allbekannt.
Drum hat der Verdruß ein End und der Kummer ist aus,
Es juchezt heut und grüeßt euch das ganze Talmarhaus."

Und beide miteinander schlossen:

„Tuet's uns nichts krumm unr für übel nemmen,
Wir müssen no hundert Jahr mitsammen auskemmen."

Die Schranken öffneten sich, alle Hausleute umringten das junge Paar und drückten ihm bewillkommend die Hände. Ganz gerührt war die alte Thres. Sie fuhr mit ihrer rauhen Hand der Agnes liebkosend über die Wangen und sagte zärtlich: „Weil du grad da bist, Gott sei Lob und Dank! Ich will schon beten, daß es dir gut geht — und es geht dir gewiß gut."

Der Talmar führte Agnes hinauf in die Familienkammer, die neu getäfelt und wunderbar schön ausgestattet war. Entzückt blieb Agnes mitten im Zimmer stehen, schloß die Augen und tat sie wieder auf, als wollte sie sich überzeugen, daß sie nicht träume. Lächelnd sagte der Mann:

„Agnes, jetzt bist du daheim; laß dir's gefallen in deiner Heimat."

Sie griff mit beiden Händen nach seiner Rechten und drückte sie in einem fort.

„Albert, Albert", flüsterte sie, „es ist so schön, so prächtig; aber das Liebste ist mir, daß ich bei dir sein kann. Ich kann's nicht aussprechen, wie gern ich dich hab."

Er legte seine Hand auf ihre Schulter und küßte sanft ihre Stirn, indem er sagte:

„Meine Agnes!"

* * *

Von Planeigen war niemand zur Hochzeit gekommen, auch der Zyper nicht. Nach drei Wochen erfuhren die jungen Talmarleute, der Zyper sei am Georgetage mit einem bekannten Missionspriester, der in Planeigen daheim war, fortgereist und habe sich in einem Missionshaus bei Wien als Diener anstellen lassen. Auf mehrere Karten und Briefe, die Agnes an ihn schrieb, kam nicht eine einzige Antwort. Später hörte sie aus Planeigen, daß der Zyper in die Missionsgesellschaft als Laienbruder aufgenommen worden sei und nach Afrika gehen werde. Der Zyper selbst gab nie mehr ein Lebenszeichen. Nach zwei Jahren berichtete der Pfarrer von Planeigen an den Talmar, der Reimann-Zyper sei auf einer Missionsstation am oberen Nil am Schwarzwasserfieber gestorben. Die Oberen hätten seinen Tod überaus schmerzlich empfunden, da er sich außerordentlich gut habe brauche lassen und der Mission ganz hervorragende Dienste geleistet habe. Bei dieser Kunde weinte Agnes ein paar aufrichtige Tränen, der Talmar aber sagte:

„Meine Liebe, wir ahnen vielleicht gar nicht, was der Mensch in sich hineingedrückt und was für Opfer er gebracht hat."

Schluß

FATIMA STUDENT BURSE

Wieder haben wir einer ganzen Reihe guter Menschen zu danken, die durch Gebet und Tat unsere Sammlung für arme Priesterstudenten unterstützen. Wir bauen dem Herrn ein lebendes Denkmal. Wir geben Ihm durch unsere ewige Freistelle in der Priesterschule, für die wir hier sammeln, junge Männer, die das Werk Jesu Christi in aller Welt fortführen werden. Christi Predigt, Christi Anleitung und Christi Heiligung der Menschen durch Taufe und Eucharistie werden sie den Seelen zutragen. Der Segen ihrer Tätigkeit als Oblatenpriester wird über uns kommen. Denn auch wir, alle, die an unserer Sammlung beteiligt sind, haben uns bemüht, ihnen das Priestertum zu ermöglichen.

Bisher eingenommen:	$1,472.50
Anton Boser, Reward, Sask.	50.00
Ein Leser, Balgony, Sask.	10.00
Ein Leser, Verwood, Sask.	9.55
C. Schamber, Edmonton Alta.	8.00
Mrs. Walb. Musch, St. Walburg, Sask.	6.00
Ein Leser, Goodsoil, Sask.	6.00
Franz Raesch, Saskatoon, Sask.	5.00
Ein Leser, Cudworth, Sask.	5.00
Joseph Hollman, Sr. Cosine, Sask.	5.00
Rosalia Dombowsky, Claybank, Sask.	5.00
Georg Rollheiser Sr., Compeer, Alta.	5.00
Mrs. M. Bergmann, Münster, Sask.	4.00
Ein Leser, St. Gregor, Sask.	3.00
J. Berting, St. Gregor, Sask.	2.00
J. A. Langen, Humboldt, Sask.	2.00
Joseph Feser, Macklin, Sask.	2.00
Elis. Poos, Preston, Ont.	2.00
Mrs. Franz Dettling, Friedensthal, Alta,	2.00
Joh. Gessner, Daylesford, Sask.	1.25
	1,604.30

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.